

*Geplante Gesetzesnovelle:
Eine Frage der Autonomie*

*Innovationszentrum:
Chirurgie in neuen Dimensionen*

*Zwischen Keilschrift und Kunst:
Gilgamesch – ein mesopotamischer Mythos*

*Dan Brown und da Vinci:
Abenteuerliche Deutungen*

*Uni-Wiedereröffnung vor 60 Jahren:
Nachkriegsrektor resignierte schnell*

*Student im olympischen Rampenlicht:
König für einen Augenblick*



journal

Bewegung als Therapie

Mehr Lebensqualität durch Sport

Inhalt**UniVersum**

Abkommen mit chilenischen Universitäten	2
Nachrichten	3
Vor der Gesetzesnovelle: Grundsatzbeiträge von Klaus Bente und Christoph Degenhart	4/6
Gilgamesch – ein mesopotamischer Mythos	8
983 Seiten Schumann	10

Gremien

Senatssitzungen von Januar bis März	11
Sonderkonzil im Januar	12

Forschung

Gebärmutterhalskrebs: neuer Therapieansatz	15
Chirurgie in neuen Dimensionen	16
Der „Da-Vinci-Code“ aus kunsthistorischer Sicht	18

Fakultäten und Institute

Stabwechsel im ZIW	20
Erwachsenenpädagogik hilft Unis in Afrika	21
Wissenschaftsrat bewertet GWZO positiv	21

UniCentral

Positive Effekte von Bewegungstherapien	22
Ist Sport gefährlich?	26
Das Projekt „Bewegte Schule“	28
Frauen favorisieren gesünderen Sport	29

Studiosi

Sportstudent im olympischen Rampenlicht	30
Vereinbarung zu Studium und Spitzensport	31
PR-Studierende gestalten Werbeplakate	32
Neues Buch mit Aufsätzen von Studierenden	32

Personalia

Nachrufe auf J. Kleemann und H. Eilert	34
Erinnerung an Paul Günther	35
Geburtstage / Günther Regel 80	36
F. Neubauer und Ch. Schwokowski 65	37
Kurz gefasst	38
Theoretische Chemie: Generationswechsel	39
Barbara Wotjak und Volker Richter 65	40
Neu berufen	40
M. Monti und H. Thomä Ehrendoktoren	41/42

Jubiläum 2009

Gesichter der Uni: André Jolles	43
Die Wiedereröffnung der Universität 1946	44

Am Rande	3
Nomen	45
Impressum	2

Titelfoto: Andreas Einbock

Blockaden gelöst

Der 31. Januar 2006 ist ein wichtiges Datum für den Universitätsneubau am Augustusplatz. An diesem Tage einigte sich die Große Baukommission über die Gestaltung des Innenraums des Aula/Kirche-Gebäudes („Paulinum“). Blockaden wurden gelöst, die Aufmerksamkeit kann sich endlich auf den Baufortschritt konzentrieren. Zustimmung fand ein weiterentwickelter Entwurf des Architekten Erick van Egeraat, der auf drei Säulenpaare in der Mitte des Aulabereiches verzichtet und sie nur als hängende Säulenstümpfe im Rippengewölbe in Erscheinung treten lässt, womit an alte Bautraditionen für größere Säle angeknüpft wird.

Entscheidend aus unserer Sicht ist, dass damit die von der Universität von Anfang an eingeforderte multifunktionale Nutzung ermöglicht wird. Gleichzeitig vergrößert der neue Entwurf den kirchlichen Teil des Raumes um ein Joch,

so dass nunmehr die mögliche Zahl der Plätze auf 100 angewachsen ist. Hier wird wie schon im Vorgängerbau, der 1968 gesprengten Paulinerkirche, ein Großteil der geretteten Kunstwerke eine Heimstatt finden. Der Chorraum ist von der Aula lediglich durch eine teilweise bewegliche Glaswand getrennt und im Bedarfsfall „zuschaltbar“. Für große Gottesdienste oder Veranstaltungen der Universitätsmusik stünde das gesamte „Paulinum“ zur Verfügung. Noch keine Entscheidung ist darüber getroffen, ob, und wenn ja, wo die stark restaurierungsbedürftige Barockkanzel aufgestellt wird. Die Aula besitzt jetzt eine Kapazität von 470 Plätzen mit Sichtfreiheit und besten Kommunikationsbedingungen für Veranstaltungen unterschiedlicher Art.

Die günstige Aufnahme seines neuen Vorschlags löste auch beim Architekten selbst Freude aus, wird doch durch die stärkere Anlehnung an alte Proportionen eine noch bessere Raumerfahrung im Sinne des historischen Gesamteindrucks ermöglicht. Die Abstände zwischen den Säulen wie auch die Deckenjoche und das Netzgewölbe erlangen nun wieder ihre historische Dimension. Günstig ist auch, dass der Foyerbereich großzügiger ausgestaltet wird, schließlich muss er unter Umständen gleichzeitig die Besucher des Großen Hörsaals und des „Paulinums“ aufnehmen.

Ich bin froh, dass der neue Entwurf zur Innengestaltung der seinerzeit von der Jury einstimmig geforderten und danach auch immer wieder von mir angemahnten stärkeren Ausprägung des Charakters als Aula und ihrer multifunktionalen Nutzbarkeit entspricht. Soll heißen: Die Erinnerung an die Vernichtung von Paulinerkirche und Augusteum durch ein diktatorisches Regime wird in der entstehenden Architektur wachgehalten. Und ich bin vor allem auch froh, dass mit der Beendigung des Hin und Her endlich die Bauaufgabe selbst in den Mittelpunkt rücken kann. Schließlich geht es um einen 140 Millionen teuren Gesamtkomplex aus Neu- und Umbau, der die Arbeits- und Studienbedingungen entscheidend verbessern soll. Das ist auch dringend nötig, wenn man sich die Situation der letzten Jahre vor Augen führt. Diese Aussicht wird uns manche Erschwernisse der Interimszeit noch leichter ertragen lassen.

Prof. Dr. Franz Häuser, Rektor



Die Holzbücher

Viele Nachfragen gab es zum Titelbild der ersten *Uni-Journal*-Ausgabe des Jahres. Die Leser wollten vor allem wissen: Wer macht so einen schönen Bücherturm? Kann man die Holzbücher kaufen? Hier die Antworten: Der Künstler heißt Erwin Würth aus Fischbach-Petersbächel. Das liegt im mittleren Sauerthal inmitten des Naturparks Pfälzerwald. Zur diesjährigen Buchmesse konnte Erwin Würth leider nicht anreisen, im vergangenen Jahr stellte er u. a. den auf dem Titelbild des *Uni-Journals* abgebildeten Bücherturm aus. Dessen offizieller Name lautet „Holzartenturm“, jedes Buch fertigte Würth aus einer eigenen einheimischen Holzart an. Vertreten sind im Turm u. a. Birke, Buche, Erle und Eiche. Holzbücher und andere Holzkunstwerke kann man beim Künstler auch erwerben – sogar der „Holzartenturm“ ist noch zu haben, für 9 800 Euro. r.

Weitere Informationen im Internet:
www.wuerth-holzart.de

Journal

Mitteilungen und Berichte für die Angehörigen und Freunde der Universität Leipzig

Herausgeber: Rektor der Universität Leipzig,
Ritterstr. 26, 04109 Leipzig
Redakteur: Carsten Heckmann
Ritterstr. 26, 04109 Leipzig
Tel.: 03 41 97-3 50 24, Fax: 03 41 97-3 50 29
E-Mail: heckmann@uni-leipzig.de
Vi.S.d.P.: Volker Schulte
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder.

Gesamtherstellung: Druckerei zu Altenburg GmbH,
Gutenbergstraße 1, 04600 Altenburg
Anzeigen: Druckerei zu Altenburg GmbH,
Anspruchspartnerin: Ingeborg Keller
Tel.: 0 34 47 55 51 53
E-Mail: ingeborg.keller@dza-druck.de

Das Journal kann gegen Übernahme der
Versandkosten bezogen werden bei:
Leipziger Universitätsverlag GmbH
Oststraße 41, 04317 Leipzig
Tel./Fax: 03 41 9 90 04 40
E-Mail: info@univerlag-leipzig.de

Die Redaktion behält sich vor, eingesandte
Artikel zu redigieren und zu kürzen. Bei unverlangt
eingesandten Manuskripten besteht keine
Gewähr für einen Abdruck.
Der Nachdruck von Artikeln ist gestattet, sofern
die Quelle angegeben wird. Ein Belegexemplar an
die Redaktion wird erbeten.
Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 23. 3. 2006
ISSN 1860-6709

Leipziger Professoren Gäste der chilenischen Präsidentin Abkommen mit Universitäten in Chile unterzeichnet



**Die neue chilenische Präsidentin
Michelle Bachelet mit Rektor Franz
Häuser ...**

Mit den chilenischen Universitäten Católica und Los Andes verbinden die Universität Leipzig seit März Kooperationsvereinbarungen, die Rektor Prof. Dr. Franz Häuser vor Ort unterzeichnete. Der Rektor hielt sich zusammen mit Prof. Dr. Alfonso de Toro, Direktor des Ibero-Amerikanischen Forschungsseminars der Universität Leipzig (IAFSL), für vier Tage in der chilenischen Hauptstadt Santiago auf. Die Leipziger Professoren waren Gast der chilenischen Präsidentin Michelle Bachelet zu den Feierlichkeiten anlässlich ihrer Amtseinführung.

Die Pontificia Universidad Católica ist eine der führenden und renommiertesten Universitäten Lateinamerikas und belegt im Weltranking der Londoner „Times“ den 48. Platz. Es handelt sich um eine Volluniversität mit starken natur- und geisteswissenschaftlichen Fakultäten. Die Universität Los Andes ist eine Universität mit ausgewählten und hoch spezialisierten Fakultäten wie Verwaltungswissenschaften, Architektur und Design, Kunst und Geisteswissenschaften, Natur-, Sozial- und Rechtswissenschaften, Technik und Medizin.

Als eindrucksvoll und bewegend empfanden Rektor Häuser und Prof. de Toro die diversen Veranstaltungen, die meisten mit Volksfestcharakter, die die Amtseinführung Michelle Bachelets begleiteten und bei denen eine Präsidentin des ganzen Volkes, eine Präsidentin zum Anfassen gefeiert wurde. Die Rede, die Michelle Bachelet am 12. März vom Balkon des Palacio de Moneda, des Regierungspalasts, aus hielt, war eine gelungene Mischung,

bestehend aus einem klar und nüchtern formulierten Regierungsprogramm und aus emotionellen Teilen.

So erinnerte sie an den Todestag ihres Vaters am 13. März, ohne zu erwähnen, dass er als Folge von Folter starb, und dankte allen Waffengattungen des Militärs, dem sie selbst als Verteidigungsministerin vorstand. Sie mahnte, die Vergangenheit nie zu vergessen, aber gemeinsam die Zukunft zu meistern.

Besonders bewegend für Häuser und de Toro war die Begegnung mit Michelle Bachelet zunächst im roten Saal der Moneda und dann beim Empfang im „Orangerhof“, wo sich die Möglichkeit ergab, mit der Präsidentin einige Worte zu wechseln und sie nach Leipzig einzuladen. Rektor Häuser und Prof. de Toro überbrachten als Geschenk eine Geschichte der Universität, Urkunden aus der Studienzeit der Präsidentin am Herder-Institut sowie eine kunstvoll eingerahmte Urkunde des Ehrendoktors des Nobelpreisträgers Pablo Neruda und ein Bild, das die Übergabe der Urkunde dokumentiert.

Die Erwartungen an die Präsidentin von Seiten des chilenischen Volkes sind sehr groß, da sie sich vorgenommen hat, die soziale Kluft zwischen Arm und Reich durch die massive Förderung von Bildung und Ausbildung aller Bevölkerungsschichten empfindlich zu reduzieren, für eine nachhaltige Versöhnung zu sorgen und die soziale Absicherung der benachteiligten Schichten voranzutreiben. An ihrem ersten Regierungstag führte sie die kostenlose medizinische Versorgung für alle Chilenen ab 60 Jahre ein. r.



**... und Prof. Dr. Alfonso de Toro,
Direktor des Ibero-Amerikanischen
Forschungsseminars. Fotos: IAFSL**



Foto: Randy Kühn

Augustusplatz Installation entfernt

Baufreiheit am Augustusplatz: Die „Installation Paulinerkirche“ wurde Ende Januar vom Hauptgebäude der Universität mithilfe eines großen Krans entfernt und anschließend verschrottet. Das Kunstwerk aus Stahl, entworfen von Axel Guhlmann, war am 30. Mai 1998 zur Erinnerung an die Sprengung der Paulinerkirche errichtet worden. Zunächst sollte es nur 100 Tage stehen bleiben, die Frist wurde aber bis zum Uni-Neubau, der nun ansteht, verlängert. Das Marx-Relief wird im Herbst abgenommen. Sein künftiger Standort ist weiterhin ungeklärt. r:

Universitätsbibliothek Bestände bereichert

Die Universitätsbibliothek erhielt im März die Bibliothek des ehemaligen „Ost-Kollegs“ in Köln mit einem Umfang von ca. 22 000 Bänden. „Donator“ ist die Bundeszentrale für politische Bildung in Bonn, die den wertvollen Bestand nach der Auflösung des „Ost-Kollegs“ im Jahre 1993 übernommen hatte. Das Kolleg war eine Institution zur politischen Bildung mit dem Schwerpunkt Osteuropa und Asien. Bis Ende des vorigen Jahres befand sich die Bibliothek in der Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung in Brühl bei Köln. Es handelt sich um die zweitgrößte außeruniversitäre Sammlung wissenschaftlicher Literatur in der früheren Bundesrepublik zur DDR und den Ländern des früheren Ostblocks, einschließlich Chinas. Ermöglicht worden ist die Schenkung durch Jürgen Faulenbach, den Leiter der Abteilung Printmedien in der Bundeszentrale für politische Bildung (Bildmitte), vermittelt wurde sie durch Prof. Dr. Günther Heydemann (im Bild rechts), Inhaber des Lehrstuhls für Neuere und Zeitgeschichte der Universität Leipzig. Übergeben wurden die Bücher an die stellvertretende Direktorin der Universitätsbibliothek, Charlotte Bauer.



Foto: Armin Kühne

Erratum

Liebe Leser, aufgrund eines technischen Problems ist im *Uni-Journal* 1/06 leider nicht die letztgültige Version des Editorials erschienen. Besonders bedauern wir, dass eine falsche lateinische Form gedruckt wurde, die Professor Schlegel eigentlich längst korrigiert hatte. Bei der in der Universitätsbibliothek aufbewahrten Handschrift handelt es sich um die „Biblia Latina vulgata“. Bitte entschuldigen Sie diesen Fehler. Sie finden die korrekte Version des Textes im Internet unter www.uni-leipzig.de/journal/0601

Ihr Carsten Heckmann, Redakteur

Über die neue Freiheit der Hochschulen bei der Auswahl ihrer Studierenden berichtete das *Uni-Journal* im Oktober. Der Möglichkeiten gibt es viele. „Die Qual der Wahl und die Wahl der Qual“ lautete daher die Schlagzeile. Vor allem letzteres muss noch einmal eingehend betrachtet werden. Eine ganz neue Variante könnte ins Spiel kommen. Zunächst einmal der Dank dafür: Er gebührt den Regierungen Baden-Württembergs und Hessens. Sie setzen sich für Einbürgerungstests ein. Menschen, die Deutsche werden wollen, sollen einen Katalog von Fragen beantworten, den man unter die Überschrift stellen könnte: Wie deutsch sind Sie? Hier einige Beispiele:

Wie viele Bundesländer hat die BRD? Nennen Sie sieben Länder und ihre Hauptstädte!

In welchem Jahr wurde die BRD gegründet?

Welches Ereignis fand am 17. Juni 1953 in der DDR statt?

Was ist das Bundeskabinett?

Der Maler Caspar David Friedrich malte auf einem seiner bekanntesten Bilder eine Landschaft auf Rügen. Welches Motiv zeigt dieses Bild?

Welche Personen gelten in Deutschland als Pioniere des Automobilbaus? Nennen Sie zwei!

Die Idee hinter dem Test: Eine Gemeinschaft braucht einen gemeinsamen Wissens- und Wertekanon. Gilt das nicht auch für eine Universität, noch dazu eine so traditionsreiche wie die Alma mater Lipsiensis? Entwickeln wir also erste Fragen für einen Immatrikulationstest. Gut, die Frage nach dem Gründungsjahr ist vielleicht zu profan. Aber wie wäre es hiermit:

Wie viele Fakultäten hat die Universität? Nennen Sie sechs Fakultäten und ihre Dekane.

Welches Ereignis fand am 30. Mai 1968 in der DDR statt?

Was ist das Konzil?

Werner Tübke malte ein Bild mit dem Titel „Arbeiterklasse und Intelligenz“, das zum Kunstbesitz der Universität zählt. Was zeigt dieses Bild?

Welche Personen gelten als Pioniere der Studienreform an der Universität? Nennen Sie zwei Namen!

Sowie die Frage aller Fragen: Wie viele Säulen werden im „Paulinum“ stehen? Carsten Heckmann

Autonomie im Inneren und nach außen

Zur Idee der Universität – ein Appell

Von Prof. Dr. Klaus Bente, Institut für Mineralogie, Kristallographie und Materialwissenschaft

Die bevorstehende Novellierung des Sächsischen Hochschulgesetzes beschäftigt derzeit viele Hochschulangehörige (s. a. Senatsberichte). Zwei Professoren äußern sich in diesem *Uni-Journal* in Grundsatzbeiträgen zum Thema. Professor Klaus Bente betont die Autonomie der Hochschulen, Professor Christoph Degenhart die Gestaltungsfreiheit des Gesetzgebers.

Unbestritten stellt die Globalisierung neue Anforderungen an die Struktur und den Gesinnungs- sowie Handlungsethos der Universitäten. Vielfach als Reformuniversität bezeichnet, erlebt dabei unsere Alma Mater nur wenige Jahre vor ihrem 600-jährigen Bestehen eine Diskussion um die geplante Novellierung des Sächsischen Hochschulgesetzes. Die Novellierung definiert letztlich eine Autonomie, die die Hochschule zwar von staatlichen Instanzen emanzipiert, aber vor dem Hintergrund öffentlicher Finanzen und der Ökonomisierung aller Gesellschaftsbereiche eine stärkere inneruniversitäre Hierarchisierung und eine Umverteilung von Entscheidungskompetenzen vorsieht. Deren Eckpunkte wurden im Januar 2006 in Positionspapieren des Studentenrats und von Fakultäten sowie im Konzil und Senat kritisch beurteilt. Die Diskussion wird dabei eher pragmatisch strukturell geführt, bildungs- und forschungspolitische sowie universitätshistorische Argumente treten zurück. Gerade diese könnten aber nach den wechselvollen Erfahrungen der „Universitas Lipsiensis“ neue Impulse auch für die „Idee der Universität“ geben.

Bundesweit werden Umstrukturierungen von Universitäten und Hochschullandschaften in den letzten Jahren vorwiegend ökonomisch begründet und zunehmend technokratisch realisiert. Dies konkret für die Hochschulen bedauernd zitiert Corne-

lius Weiss, ehem. Rektor der Universität Leipzig, in „Hochschule Ost“ 1998 die FAZ: „Die deutsche Republik hat sich einem technokratischen Pragmatismus verschrieben, der [...] alle Sinnfragen in funktionale Regelungsverfahren auflöst“. Die Resolution des 49. Hochschulverbandstages 1999 stellt hierzu fest: „Die Universität ist weder Wirtschaftsbetrieb noch Ausbildungsfabrik, sie ist keine Behörde und auch kein öffentliches Beschaffungsamt für nützliche Informationen. Die Universität braucht zu ihrer Entfaltung Autonomie. Ohne das Übermaß staatlicher Regulierungen würde die Universität besser funktionieren. In allen akademischen Angelegenheiten hat sich der Staat auf die Rechtskontrolle zu beschränken. Die innere Organisation der Universität und die interne Mittelvergabe hat der Landesgesetzgeber wieder in die Hände der Selbstverwaltung der Universität zu legen.“ Hierbei sind qualitätssteigernde Maßnahmen und öffentlich zugängliche Qualitätsnachweise selbstverständlich. Die innere Struktur muss dabei jedoch so beschaffen sein, dass Konkurrenz- und Kooperationsfähigkeit sowie Leistungs- und Risikobereitschaft sowie Innovationspotenziale der Akteure und Fächer optimiert werden können. Diesen Ansprüchen sind streng hierarchische Strukturen abträglich, da sie Anpassung und Partikularisierung fördern, Kontinuität und Nachhaltigkeit behindern und abfragbare Verantwortungen auf Grund zu großer Entscheidungsfülle der Leitungsinstanzen erfahrungsgemäß nach unten durchgereicht werden.

Dass die aktuelle Struktur unserer Universität Herausforderungen bestens meistern

kann, zeigte sich bei der Einrichtung der neuen Studiengänge. Besonders sind dabei auch Schlüsselqualifikationen hervorzuheben, die der Idee der Universität zu europäischer Dimension verhelfen. Hierzu wird in der Erklärung von Bologna 1999 wie folgt Stellung genommen: „Inzwischen ist ein Europa des Wissens weitgehend anerkannt als unerlässliche Voraussetzung für gesellschaftliche und menschliche Entwicklung sowie als unverzichtbare Komponente der Festigung und Bereicherung der europäischen Bürgerschaft; dieses Europa des Wissens kann seinen Bürgern die notwendigen Kompetenzen für die Herausforderungen des neuen Jahrtausends ebenso vermitteln wie ein Bewusstsein für gemeinsame Werte und ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen sozialen und kulturellen Raum.“ Weiterhin ist es in diesen

***Die Idee der Universität,
die im Leitmotiv unserer
Universität – „Aus Tradition
Grenzen überschreiten“ –
zum Ausdruck kommt, wird
durch die Eckpunkte der
Gesetzesnovellierung
konterkariert.***

Strukturen bestens möglich, Zukunftskonzepte zu entwickeln, die sich gerade in fakultätsübergreifenden Forschungs- und Qualifizierungsprojekten und Lehrkooperationen zeigen.

Gerade für existenzielle Problemlösungen insbesondere der Nachwendezeit haben sich weitreichende demokratische Entscheidungsstrukturen in der Universität bewährt und für die Zukunft empfohlen. Diese Erfahrungen mündeten 2003 in die Grundordnung unserer Alma Mater: „Im Geiste des friedlichen Wandels des Herbstes 1989, in Besinnung auf ihre jahrhundertalten wissenschaftlichen Traditionen, im Bekenntnis zu ihrer wechselvollen Geschichte, die durch herausragende Leistungen, aber auch durch folgenschwere Verirrungen geprägt ist, im Bewusstsein ihres Auftrages, durch Förderung von Forschung

und Lehre zur Gestaltung einer friedlichen, sozial gerechten und in ihrer natürlichen Vielfalt bewahrten Welt beizutragen, in der Absicht, jeden Einzelnen zur Mitverantwortung in freier, schöpferischer und kritischer Tätigkeit zu ermutigen und in der Verpflichtung, demokratisches Denken und Handeln sowie die Achtung vor Andersdenkenden zu fördern, gibt sich die Universität Leipzig die folgende Grundordnung.“

Die hier weiterentwickelte Idee der Universität, die im Leitmotiv unserer Universität – „Aus Tradition Grenzen überschreiten“ – zum Ausdruck kommt, wird durch die Eckpunkte der SächsHG-Novellierung kontrariert. Die entsprechenden Vorschläge vereinfachen inneruniversitäre Regelungen nur scheinbar. Aus Bemerkungen (2003) von Alfons Labisch, Rektor der Universität Düsseldorf, abgeleitet, werden durch solche Vorgaben Überregulierungen erzeugt, die „beste Absichten durch eine Stagflation obrigkeitlicher Regelungswut vernichten“.

In Analogie zur Weiterentwicklung der Humboldtschen „Idee der Universität“ zitierte Hans-Georg Gadamer 1988 zur 600-Jahrfeier der Universität Heidelberg Plato, „dass man sich keine Stadt auch nur vorstellen könne, in der die Idee der Stadt ganz verloren und überhaupt nicht mehr kenntlich wäre“. Jan Robert Bloch erwähnt 2004 in „Denken ist Überschreiten – Ernst Bloch in Leipzig“, dass für Bloch die Chiffre „Capri“ für ungebundenes Dasein und Denken an Universitäten war. Capri stand auch für eine Alternative zur institutionellen Abhängigkeit – mochte sie nun Harvard oder Leipzig heißen“. Jürgen Habermas schrieb 1988 ebenfalls zur 600-Jahrfeier der Universität Heidelberg: „Die Freiheit des Erkennenwollens besteht gerade darin, bis auf den Grund aller möglichen Zweifel und ihrer eigenen möglichen Selbstkritik zu gelangen. Damit ist bereits bezeichnet, dass die Lage der Universität in der modernen Gesellschaft unvermeidlicher Weise eine kritische ist.“ Habermas bemüht zudem Humboldt und Schleiermacher, die die Problemlösung in einer staatlich organisierten Wissenschaftsautonomie sehen, die die höheren wissenschaftlichen Anstalten gegen politische Eingriffe ebenso wie gegen gesellschaftliche Imperative abschirmt. Zum anderen wollen sie aber auch erklären, warum es im Interesse des Staates selber liegt, der Universität „die äußere Gestalt einer nach innen unbeschränkten Freiheit zu garantieren“. Dies belegt die

Historie unserer Universität, die nur dann dunkle Kapitel geschrieben hat, wenn sie sich in Anpassung statt Emanzipation geübt hat.

Bemüht man volkswirtschaftliche Aspekte, so lassen sich Aussagen von Hüfner und Naumann von 1977 (Konjunkturen der Bildungspolitik) auf heute extrapolieren: „Seit 1974 setzte (in der BRD) schließlich der (wirtschaftliche) Abschwung ein, weil seitdem die Bildungspolitik durch die ein-



setzende Wirtschaftskrise von beiden Seiten betroffen wurde: auf der Absolventenseite durch erschwerte Arbeitsmarktbedingungen, auf der Kosten- und Finanzierungsseite durch die Krise der öffentlichen Haushalte. Man kann also das, was den Neokonservativen heute als realistische Neuorientierung der Bildungspolitik erscheint, auch als ein weitgehend ökonomisch und politisch zu erklärendes Rezessionsphänomen der Bildungsplanung ver-

stehen. Auch die Universität bildet kein Ganzes mehr, sobald das einigende Band ihres korporativen Bewusstseins zerfällt. Die Funktionen, die die Universität für die Gesellschaft erfüllt, müssen gleichsam von innen mit den Zielsetzungen, Motiven und Handlungen ihrer arbeitsteilig kooperierenden Mitglieder vereinigt bleiben.“ Nimmt man diese letzte Anregung ernst, so sind die inneren Strukturen der Universitäten hieran zu orientieren und ist nicht strukturelles Misstrauen gegenüber kritischen Akteuren zu installieren. Wie sollte sonst universitäre Forschung als innovative Kontrollinstanz technologischer und gesellschaftlicher Entwicklungen ernst genommen werden.

Um ihre zukünftigen Aufgaben zu bewältigen und dabei die Idee der Universität weiter zu entwickeln, braucht die Universität bessere Grundausstattungen, klarere Profilbildungen, transparentere Entscheidungen, durchlässigere Strukturen, flache Hierarchien, größere Eigenverantwortlichkeiten sowie nachhaltige und konkurrenzfähige Perspektiven insbesondere für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Ökonomistische Lenkungs- und Verschlangungsmotive sind hingegen auch in ihrer gesellschaftlichen Auswirkung kontraproduktiv.

Im Zusammenhang globaler Entwicklungen stellt der Präsident des Deutschen Hochschulverbandes, Hartmut Schiedermaier, in den 40. Bitburger Gesprächen 2005 die Frage: „Muss die alte Universität der Heilslehre der Globalisierer geopfert werden, die von dem unerschütterlichen Glauben an die Kräfte des Marktes geprägt sind?“ Er bemerkt zudem: „Ein Postulat der Globalisierer ist es, die Universitäten anzuhalten, sich endlich als Wirtschaftsunternehmen zu begreifen. Wissenschaft aber würde, sollte sich dies verwirklichen, zur käuflichen Ware. Indessen ist der Kampf um die Freiheit der Wissenschaft deswegen so schwierig, weil sich die Protagonisten der gegenwärtigen deutschen Hochschulpolitik zwar auf die Freiheit der Universität berufen, diese aber als ‚Autonomie der Institution‘ und nicht – wie Humboldt – als individuelle Freiheit verstehen.“

Aus der jüngeren Geschichte unserer Alma Mater sollte uns der ehemalige Rektor Bigl Leitfigur für eine institutionelle und individuelle, im Inneren und nach außen wirkende Autonomie sein.

Zeichnung: Oliver Weiss

Weit reichende Freiheit für den Gesetzgeber

Hochschulorganisation und Verfassungsrecht – Konsequenzen aus aktueller Rechtsprechung

Von Prof. Dr. Christoph Degenhart, Lehrstuhl für Staats- und Verwaltungsrecht, Umwelt-, Wirtschafts- und Planungsrecht

Hochschulrecht ist konkretisiertes Verfassungsrecht – die Hochschulgesetzgebung setzt die Rahmenbedingungen für die Wissenschaftsfreiheit des Art. 5 Abs. 3 GG, des Grundrechts der Universität und des Grundrechts des Wissenschaftlers. Eben diese grundrechtliche Freiheitsgewähr ist wertentscheidende Grundsatznorm für Verhältnis von Wissenschaft, Forschung und Lehre zum Staat. Dem ist der Hochschulgesetzgeber verpflichtet, freilich nicht allein im negatorischen Sinn, sondern auch im Sinn eines Auftrags zur positiven Gestaltung. Denn die Grundsatzentscheidung des Grundgesetzes für die Freiheit von Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre bedeutet in einem Staat, der sich als Kulturstaat versteht, dessen Entstehen für die Idee einer freien Wissenschaft und seine Mitwirkung an ihrer Verwirklichung – so auch das Bundesverfassungsgericht in steter Rechtsprechung, zuletzt in seiner Entscheidung zum brandenburgischen Hochschulgesetz (26. 10. 04).

Staatliche Hochschulgesetzgebung, die nach den Intentionen der Föderalismus-Reform künftig Sache allein der Länder sein wird, stellt sich so nicht ausschließlich als Beschränkung grundrechtlicher Freiheit des Wissenschaftlers und grundrechtlicher Autonomie der Hochschule als Einrichtung dar. Sie hat vielmehr auch und vor allem jene positive Ordnung herzustellen, auf die die Wissenschaft angewiesen ist. Hochschulgesetzgebung hat die organisatorischen Voraussetzungen für eine funktionsfähige Universität zu schaffen, die unterschiedlichen Aufgaben der Wissenschaftseinrichtungen und die Interessen aller daran Beteiligten in Wahrnehmung ihrer gesamtgesellschaftlichen Verantwortung in angemessenen Ausgleich zu bringen. Diesen Ausgleich vorzunehmen, sieht insbesondere auch das Bundesverfas-

sungsgericht zunächst als Aufgabe des parlamentarischen Gesetzgebers, der hierzu besser geeignet sei „als die an speziellen Interessen orientierten Träger der Wissenschaftsfreiheit.“

Grundrechtlicher Interessenausgleich kann also hier nicht allein der Ebene der – demokratiestaatlich stets ambivalenten – funktionalen Selbstverwaltung zugewiesen werden, er bedarf auch der staatlichen Gesetzgebung. Diese hat die gebotene rechtsstaatliche Distanz zu gewährleisten. Der demokratische Rechtsstaat bleibt also in

Grundrechtlicher Interessenausgleich kann nicht allein der Ebene der – demokratiestaatlich stets ambivalenten – funktionalen Selbstverwaltung zugewiesen werden, er bedarf auch der staatlichen Gesetzgebung.

der Verantwortung für die Freiheit der Wissenschaft und damit für die Universität. Staatliche Hochschulgesetzgebung und deren Vollzug durch eine gleichermaßen in rechtsstaatlicher Neutralität und Distanz agierende Bürokratie sind gehalten, diese staatliche Verantwortung unter Wahrung grundrechtlicher Autonomie der betroffenen Grundrechtsträger zu realisieren.

Postulate einer weitestmöglich uneingeschränkten Autonomie der Hochschulen sind also nicht unmittelbar in der Wissenschaftsfreiheit des Grundgesetzes begründet; ein Höchstmaß an Autonomie bedeutet nicht notwendig ein Höchstmaß an grundrechtlicher Freiheit. Sie gefährdet deren Voraussetzungen, wenn sie als Vor-

wand dient, staatlicher Verantwortung auszuweichen, und sie verkehrt sie ins Gegenteil, wenn sie die Universität einseitig gesellschaftlichen Interessen ausliefert. In begrenztem Umfang allerdings will das Bundesverfassungsgericht ministerialfreie Räume zulassen.

Die Ziele staatlicher Hochschulgesetzgebung sind damit durch das Grundgesetz vorgegeben: unter Sicherstellung eines hinreichenden Maßes an organisatorischer Selbstbestimmung der Grundrechtsträger den „Wissenschaftsbetrieb“ so zu regeln, dass in der Hochschule freie Wissenschaft möglich ist und ungefährdet betrieben werden kann; die Hochschulen und ihre Untergliederungen sind ebenso wie die Hochschullehrer gegen hochschulorganisatorische Entscheidungen insoweit geschützt, als diese die Erfüllung ihrer Aufgabe, freie Wissenschaft zu ermöglichen, gefährden können.

Im Rahmen dieser Zielsetzung konzidiert die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts dem Gesetzgeber weitreichende Gestaltungsfreiheit. Hervorzuheben ist insbesondere, dass keine prinzipielle verfassungsrechtliche Beschränkung auf bestimmte, tradierte Strukturelemente der Universität erfolgt, auch keine unbedingte Bindung an bestimmte Strukturmodelle akademischer Selbstverwaltung. So heißt es in der vorgenannten Entscheidung des Gerichts: „Insbesondere darf der Gesetzgeber die Art und Weise der Beteiligung der Grundrechtsträger frei gestalten, solange die Strukturen die freie Lehre und Forschung hinreichend gewährleisten. Er kann etwa eine direkte oder repräsentative Beteiligung an Entscheidungen, eine unmittelbare oder mittelbare Einflussnahme, Entscheidungs-, Veto-, Mitwirkungs- oder Anhörungsrechte, Aufsichts-, Informations- oder Kontrollrechte regeln, je nach-

dem, welche organisatorischen Strukturen ihm für eine funktionsfähige Wissenschaftsverwaltung geeignet erscheinen.“ Dass auch hochschulexterne Institutionen Element einer in diesem Sinn adäquaten Hochschulorganisation sein können, wird vom Bundesverfassungsgericht jedenfalls nicht ausgeschlossen, wenngleich hierzu noch verfassungsrechtlicher Klärungsbedarf besteht. Ministerialfreie Räume mögen die Unabhängigkeit der Wissenschaft vom Staat sichern, dürfen freilich diese nicht durch anderweitige Abhängigkeiten ersetzen.

Es ist auch keineswegs ausgemacht, dass die Wissenschaftsfreiheit des Art. 5 Abs. 3 GG im Einflussbereich von Bertelsmann und seinem CHE besser aufgehoben ist als bei einer funktionierenden, rechtsstaatlich arbeitenden Ministerialbürokratie. So dürften die Aufgaben eines Hochschulrates verfassungskonform i. w. auf Aufgaben beratender und empfehlender Natur zu beschränken sein. Mit einem Vorschlagsrecht für die Wahl der Hochschulleitung dürften die Grenzen des verfassungsrechtlich Unbedenklichen ausgelotet sein. Universitäts-externer Evaluation sind insbesondere enge Grenzen gesetzt.

Im Übrigen ist es die interne Hochschulorganisation, bei der die Gestaltungsfreiheit des Gesetzgebers unter Ablösung von tradierten Ordnungsmodellen besonders akzentuiert zum Tragen kommt. Hier wird sehr deutlich, dass die Garantie der Wissenschaftsfreiheit in Art. 5 Abs. 3 GG nur in sehr begrenztem Umfang als verfassungsrechtliche Garantie bestimmter Strukturelemente der Universität wirkt. Sie bedeutet insbesondere keine Garantie tradierter Strukturelemente akademischer Selbstverwaltung. Der Gesetzgeber hat also weitgehende Gestaltungsfreiheit in der Frage, wie er das Verhältnis zwischen den monokratischen Leitungsorganen der Hochschulen und Fakultäten und deren Kollegialorganen austarieren will – wobei in wissenschaftsrelevanten Angelegenheiten die Tätigkeit der monokratischen Organe stärker sachlich begrenzt und organisatorisch abgesichert sein muss. Ein genereller Vorrang der Kollegialorgane aber besteht von Verfassungen wegen jedenfalls nicht.

Stärker einer tradierten Idee der Universität sind die verfassungsrechtlichen Vorgaben an die Organisation des Wissenschaftsbetriebs dort verhaftet, wo es unmittelbar um die Wissenschaftsfreiheit des einzelnen Hochschullehrers geht. Diese Freiheit der

Forschung und Lehre ist es, die den Kern der Grundrechtsgewährleistung ausmacht. Hier vor allem beansprucht die Aussage Geltung, dass Wissenschaft ein grundsätzlich von Fremdbestimmung freier Bereich autonomer Verantwortung ist, dass dem Freiheitsrecht auch der Gedanke zugrundeliegt, dass eine von gesellschaftlichen Nützlichkeits- und politischen Zweckmäßigkeitsvorstellungen freie Wissenschaft



Staat und Gesellschaft im Ergebnis am besten dient. Dies gilt in besonderem Maße auch dort, wo es unmittelbar um die Voraussetzungen wissenschaftlicher Betätigung, um die konkreten Arbeitsmöglichkeiten des Wissenschaftlers geht, dessen Mittelzuweisungen etwa von Evaluationsergebnissen abhängig gemacht werden. Vorauszuschicken ist, dass auch Forschungsevaluation keineswegs mit der Freiheit der Wissenschaft unvereinbar ist – wenngleich stets bedacht werden sollte, dass die wissenschaftsadäquateste Form der Evalua-

tion die durch die *scientific community* ist. In jedem Fall müssen die Evaluationskriterien hinreichenden Raum für wissenschaftseigene Orientierungen belassen, unabhängig davon, ob sie hochschulextern oder -intern festgesetzt werden. Hochschulextern gesetzte Kriterien allerdings verstärken die Gefährdung der Wissenschaftsfreiheit, die vom Zwang zur Orientierung an Evaluationskriterien ausgeht, zumal dann, wenn die Verteilung öffentlicher Mittel an die Evaluationsergebnisse geknüpft wird. Grundsätzlich aber ist es, so das Bundesverfassungsgericht, verfassungsrechtlich nicht zu beanstanden, wenn Allokationsentscheidungen im Interesse einer Effektivierung der Ressourcenverwendung auch leistungsorientiert erfolgen – dies aber unter der entscheidenden Voraussetzung einer wissenschaftsadäquaten Bewertung der in der Forschung erbrachten und zu erwartenden Leistungen. Gerade aber hierfür fehlt es nach wie vor an tragfähigen, verlässlichen und hierin verfassungsrechtlich abgesicherten Kriterien, wie sie zu definieren auch der Gesetzgeber in der Pflicht zu sehen ist, mögen auch derzeit noch keine abschließenden Festlegungen möglich sein. Hervorzuheben ist insoweit, dass das Bundesverfassungsgericht dem Gesichtspunkt der Einwerbung von Drittmitteln mit deutlicher Zurückhaltung begegnet, dass es ausdrücklich fordert, die Unterschiede zwischen den Disziplinen in Rechnung zu stellen und die Bedeutung einer abstrakt-theoretischen Grundlagenforschung mit (ungewissem) langfristigem Ertrag gegenüber einer kurzfristig ausgerichteten anwendungs- und nachfrageorientierten wissenschaftlichen Tätigkeit betont. Drittmittelinwerbung als vorrangiges Evaluierungskriterium wäre verfassungswidrig.

Die aktuelle Hochschulgesetzgebung im Freistaat Sachsen wird sich, ungeachtet der Kompetenzverlagerung auf die Länder, an diesen Vorgaben der Verfassungsrechtsprechung zu orientieren haben. Die wichtigsten Konsequenzen hieraus erscheinen mir die klare Zielvorgabe einer wissenschaftsadäquaten Hochschulorganisation, das weit reichende Gestaltungsermessen des Gesetzgebers in organisatorischen Fragen ohne Bindung an tradierte Selbstverwaltungsmodelle einerseits, die unabdingbare Wahrung der Wissenschaftsfreiheit des einzelnen Hochschullehrers andererseits.

Zeichnung: Oliver Weiss

Ein mesopotamischer Mythos

Gilgamesch-Ausstellung im Kroch-Haus

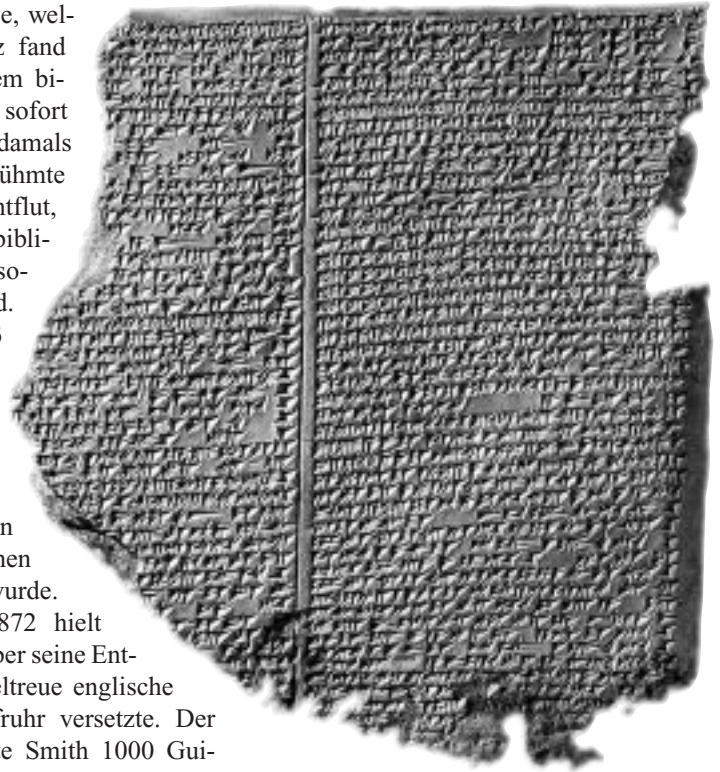
Von Prof. Dr. Michael P. Streck, Altorientalisches Institut

Im Jahre 1872 saß der ehemalige Banknoten-Stempelschneider George Smith im British Museum zu London. Autodidaktisch hatte er sich in die erst seit zwei Jahrzehnten entzifferte Keilschrift und die schwierige babylonisch-assyrische Sprache eingearbeitet und zum Lohn dafür eine Assistentenstelle an der Ägyptisch-Assyrischen Abteilung des Museums erhalten. Nun brütete er über beschriebenen Tontäfelchen, die Hormuzd Rassam im Auftrag des British Museum in Ninive in Mesopotamien, dem heutigen Irak, ausgegraben und nach London geschickt hatte. Unter den zahllosen Textfragmenten war ihm eine halbe Tontafel aufgefallen, in der zu lesen war, wie ein Schiff an einem Berg Nisir hängen blieb. Es folgte ein Bericht vom

Aussenden einer Taube, welche keinen Ruheplatz fand und zurückkehrte. Dem bibelfesten Leser wird sofort klar sein, was Smith damals vor sich hatte: die berühmte Erzählung von der Sintflut, allerdings nicht im biblischen, sondern im mesopotamischen Gewand. Smith stellte fest, daß die Sintflutgeschichte von Utanapischtim, dem babylonischen Noah, einem Mann namens „Izdubar“ (so las man damals noch den Namen Gilgamesch) erzählt wurde.

Am 3. Dezember 1872 hielt Smith einen Vortrag über seine Entdeckung, der die bibeltreue englische Öffentlichkeit in Aufruhr versetzte. Der Daily Telegraph stellte Smith 1000 Guineas zur Verfügung mit dem Auftrag, nach Ninive zu reisen, um weitere Teile der nur bruchstückhaften Erzählung zu finden. Ein abenteuerlicher Auftrag: Ninive bedeckt ein riesiges Gelände, und dort sollten kleine Tontafeln eines ganz bestimmten Inhalts aus dem meterhohen Schutt gegraben werden. Das bedeutete die Suche nach der Nadel im Heuhaufen. Doch das Unwahrscheinliche geschah: Smith nahm an, reiste nach Mesopotamien, grub und fand neben Tontafeln anderen Inhalts tatsächlich weitere zur Erzählung gehörige Fragmente. Auch im British Museum entdeckte Smith unter den tausenden noch ungelesenen Tontafel-Bruchstücken „Izdubar“-Texte und stellte fest, dass die Sintfluterzählung lediglich Teil eines großen, aus zwölf Tontafeln bestehenden Zyklus ist, welche das Gilgamesch-Epos enthalten. Im Jahre 1875 veröffentlichte Smith seine Forschungen unter dem Titel „The Chaldean account of Genesis“.

Die Entdeckungsgeschichte des Gilgamesch-Epos wurde hier gerafft wiederge-



Die 11. Tafel des Gilgamesch-Epos
Foto: © The Trustees of the British Museum

geben, um zu zeigen, dass es anders als andere große Werke der Weltliteratur nicht einfach da war, sondern erst in mühsamer wissenschaftlicher Arbeit wiedergewonnen werden musste – und immer noch muss. Auch in den seit Smith vergangenen 130 Jahren hat sich die Altorientalistik intensiv mit dem Gilgamesch-Epos befasst. Immer wieder wurden in Ausgrabungen überall im Vorderen Orient neue Textfragmente entdeckt, welche die Lücken im Text schließen halfen. Doch noch immer ist das Epos ein Torso: In der neuesten wissenschaftlichen Edition von Andrew George aus dem Jahr 2003 sind von den ursprünglich vorhandenen rund 3300 Versen, die zu der jüngsten, im I. Jahrtausend v. Chr. entstandenen Version gehören, nur rund ein Drittel enthalten. Allerdings kennt man heute auch bis zu 1000 Jahre ältere Versionen des

Gilgamesch, gesehen von Reinhard Minkewitz

Die Kustodie und das Altorientalische Institut zeigen bis zum 3. Juni 2006 die Ausstellung „Gilgamesch, gesehen von Reinhard Minkewitz. Ein mesopotamischer Mythos zwischen Keilschrift und zeitgenössischer Kunst“. Im Ausstellungszentrum Kroch-Haus der Universität begegnen sich Tontafeln mit der ältesten Schrift der Menschheit und die zeitgenössische Auseinandersetzung mit dem Epos in der Kunst von Reinhard Minkewitz.

Das babylonische Gilgamesch-Epos, entstanden im 3. Jahrtausend vor Christus, ist eines der ältesten literarischen Werke der Menschheit und wurde auf Tontafeln in mesopotamischer Keilschrift überliefert. Es liefert ein beeindruckendes Zeugnis von den elementaren Problemen, gesellschaftlichen Strukturen und der Denkweise der Menschen im Zweistromland vor ca. 4000 Jahren. Öffnungszeiten:

Di–Fr 10–17 Uhr, Sa 10–13 Uhr
Montag, Sonntag und an Feiertagen geschlossen

Epentexts in babylonischer ebenso wie in sumerischer und hethitischer Sprache; diese helfen bisweilen, fehlende Passagen der jüngeren Version zu füllen. Zahlreiche Übersetzungen und Studien haben sich um die rechte Interpretation und literaturhistorische Würdigung des Gilgamesch-Epos bemüht; die jüngste deutsche Übersetzung auf der Grundlage der Edition von George stammt von Stefan M. Maul. Auch wenn die Keilschrift-Tontafeln inzwischen nach vielen Hundertausenden gezählt werden und Texte unterschiedlichster Art, darunter auch zahlreiche andere Epen und Mythen, enthalten – für Studierende der Altorientalistik gehört das Gilgamesch-Epos zum unverzichtbaren Lektürekanon.

Nicht minder abenteuerlich als die Wiederentdeckung und Wiederherstellung des Epos ist sein Inhalt. Rainer Maria Rilke, der den Text anhand einer 1916 im Insel-Verlag zu Leipzig erschienenen Nachdichtung Georg Burckhardts kennen gelernt hatte, versuchte in seinen Briefen an Katharina Wittenberg und Helene von Nostitz das Faszinosum in Worte zu fassen:

„Gilgamesch ist ungeheuer! ich kenne aus der Ausgabe des Urtextes und rechne es zum Grössten, das einem widerfahren kann. Von Zeit zu Zeit erzähl ichs dem und jenem, den ganzen Verlauf, und habe jedesmal die erstaunendsten Zuhörer.“ „Ich habe mich mit der genauen gelehrten Übersetzung (von Ungnad) eingelassen und an diesen wahrhaft gigantischen Büchstücken Maasse und Gestalten gelebt, die zum Grössten gehören, was das zaubernde Wort zu irgendeiner Zeit gegeben hat. Am Liebsten würd ichs ihnen erzählen ... In den (wie ich annehmen muss, ausgezeichnet übersetzten) Fragmenten ist ein wirklich riesiges Geschehen und Dastehen und Fürchten, und selbst die weiten Text-Lücken wirken irgendwie konstruktiv, indem sie die herrlich-massiven Bruchflächen auseinanderhalten. Hier ist das Epos der Todesfurcht, entstanden im Unvordenklichen unter Menschen, bei denen zuerst die Trennung von Tod und Leben definitiv und verhängnisvoll geworden war.“

Auf eine Wiedergabe des komplexen Inhalts des Gilgamesche-Epos sei hier verzichtet. Der fachfremde Leser möge die Übersetzungen heranziehen und wird dabei gerne von den Mitarbeitern des Altorientalistischen Instituts beraten. Noch immer ist das Epos der Öffentlichkeit zu wenig bekannt; um so erfreulicher ist seine Rezeption in den Bildern von Reinhard Minkewitz.

Bemerkenswert in Stilsprachen übersetzt

Gilgamesch in der Kunst

Von Dr. Rudolf Hiller von Gærtringen, Kustodie

Seit seiner Entdeckung im späten 19. Jahrhundert hat der mesopotamische Gilgamesch-Mythos nicht nur seine Leser in den Bann geschlagen, sondern darüber hinaus immer wieder Maler und Bildhauer zu bildnerischen Auseinandersetzungen inspiriert. Angeregt durch eine archaische Bildwelt und Charaktere voll urtümlicher Direktheit schufen die Künstler zeitgenössische Evokationen, die ihrerseits jeweils unterschiedliche Aspekte der Erzählung hervorhoben und dem Betrachter so einen jeweils neuen Blick auf die Erzählung eröffneten.

Nachdem sich in der Vergangenheit unter anderem Josef Hegenbarth (1884–1962) und Willi Baumeister (1889–1955) mit dem Epos auseinandergesetzt hatten, hat der Text jüngst auch den Leipziger Künstler Reinhard Minkewitz (geb. 1957) zu einem umfänglichen Zyklus von Gemälden, Zeichnungen und plastischen Werken angeregt. Auffällig ist, dass sich die Beschäftigung mit dem Mythos zumindest bei den beiden Erstgenannten mit extrem konflikt-

beladenen Zeitläufen einherging: Hegenbarth schuf seinen Zyklus unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg, Baumeister begann den seinen während des zweiten Weltkriegs 1941 unter dem Eindruck der Nazi-Diktatur, nahm den Faden später aber immer wieder auf. Inwieweit man eine vergleichbare Krisenhaftigkeit auch für die Gegenwart in Anspruch nehmen will, dürfte von der Perspektive abhängen, an Konflikten, auch blutigen, mangelt es jedenfalls nicht. Tatsache ist, dass im Gilgamesch-Epos vielfach auf Leben und Tod gekämpft wird. Bemerkenswert ist ferner, wie weitgehend sich die Künstler von entsprechenden Darstellungen in der persischen Kunst befreit und wie stark sie die Erzählung in die jeweils eigene Stilsprache übersetzt haben. Stilistisch dem heraufziehenden Expressionismus nahestehend, erzählte Hegenbarth den Mythos in ausdrucksstarken schwarzen Pinselzeichnungen auf ockerfarbenem Papier. Die zumeist szenischen Blätter erinnern sowohl im Hinblick auf die grafischen Kontraste als auch Dramatik



Reinhard Minkewitz: Enkidu wittert Shamhat.



Reinhard Minkewitz: *Wilder Mann*, 2004.

der Darstellung stark an grafische Arbeiten Rembrandts.

Baumeister dagegen übertrug die Erzählung in mehr oder minder abstrakte Zeichen, die aber immer wieder Figuren oder Teile von Figuren anklingen lassen und dadurch fremd und urzeitlich wirken. Diese mehr oder minder stark mit malerischen Strukturen versehenen Zeichen setzte der Künstler auf ihrerseits strukturierte, oft stark farbige Hintergründe. Dabei scheint das Augenmerk des Künstlers mehr auf dem Phänomen der Zeichenhaftigkeit als auf der Erzählung selbst zu liegen.

Minkewitz hingegen beschreitet abermals einen gänzlich anderen Weg, indem er sich vor allem auf die Einzelfiguren des Mythos konzentriert und diese mit den Mitteln der Kunst zu charakterisieren sucht. Dies betont gewissermaßen die existenzielle Dimension der Erzählung. In ausgewählten Fällen werden dann besonders schicksalsträchtige Begegnungen zweier Figuren thematisiert, z. B. in dem Ölgemälde *Enkidu wittert Shamhat* (Abb. S. 9). Ausgangspunkt der künstlerischen Annäherung ist dabei die Zeichnung, insbesondere die Kohlezeichnung, die Minkewitz teilweise auch auf großformatigen Leinwänden ausführt, wie etwa bei dem Werk *Wilder Mann* (170 × 160 cm, Abb. oben). Die Varianten der Strichführung reichen von ganz weich fließenden Konturen, etwa bei dem Blatt

Gilgamesch beweint Enkidu, über aus kürzeren Strichen zusammengesetzten, immer noch vergleichsweise weichen Konturen, etwa bei der Arbeit *Fangwerk des Weibes*, bis hin zu eher kantigen Umrissen beim erwähnten *Wilden Mann*. Mehrfigurige Kompositionen wurden verschiedentlich zu Ölgemälden ausgearbeitet, etwa bei dem Bild *Die Gefährten* (170 × 140 cm). Mit dem Laser in Stahlplatten geschnittene Figuren sowie mit Stempelprägungen versehene Tontafeln runden die Werkgruppe ab.

Betrachtet man die künstlerischen Auseinandersetzungen in ihrer Gesamtheit, so wird deutlich, wie stark die modernen Bildschöpfungen die Annäherung an den zunächst eher unzugänglichen, archaisch anmutenden Text zu erleichtern vermögen. Nachdem die Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz, einer Anregung des Literaten Dieter Hoffmanns folgend, im Herbst 2005 eine Auswahl von Gilgamesch-Bildern von Hegenbarth, Baumeister und Minkewitz gezeigt hatte, stellt die am 6. 4. eröffnete Ausstellung der Kustodie nun historische, 4000 Jahre alte Keilschrifttäfelchen aus dem Zweistromland ca. 50 Arbeiten allein von Minkewitz gegenüber. Die Einführungstexte in den Mythos, die Kultur des Zweistromlandes und deren Erforschung wurden von Studierenden der Altorientalistik unter Leitung von Prof. Dr. Michael P. Streck erarbeitet.

983 Seiten Schumann

2006, das Mozart-Jahr, natürlich. Und das Heine-Jahr. Aber eben auch das Schumann-Jahr. Der Komponist Robert Schumann starb vor 150 Jahren, am 29. Juli 1856, im Alter von 46 Jahren. 1828/29 hatte er in Leipzig und Heidelberg Jura studiert – doch seine eigentliche Leidenschaft war längst die Musik.

Professor Helmut Loos, Inhaber des Lehrstuhls für Musikwissenschaft, hat nun unter Mitarbeit der bedeutendsten Schumann-Experten ein zweibändiges Schumann-Handbuch vorgelegt. Es trägt den Titel „Robert Schumann. Interpretationen seiner Werke“ und soll Lesebuch und Nachschlagewerk zugleich sein.

Die versammelten Autoren richten den Blick nicht nur auf die strukturellen, stilistischen und kompositionsgeschichtlichen Besonderheiten der Werke Schumanns, sondern stellen auch Bezüge zwischen den verschiedenen Kompositionen und Schaffensperioden dar. „Den Autoren war nahegebracht worden, unter Berücksichtigung einer klaren Gliederung nach Entstehungsgeschichte, analytischer Beschreibung und rezeptionsgeschichtlichen Beobachtungen eine treffende Charakterisierung des jeweiligen Stücks beziehungsweise der Werkgruppe zu liefern, die den Wissenschaftler über den Stand der Forschung unterrichtet, aber ebenso für einen gebildeten Musikliebhaber eine gut lesbare und fassliche Informationen bietet“, schreibt Herausgeber Loos im Vorwort.

Geballtes Schumann-Wissen also – auf fast 1000 Seiten und zu einem Preis von 178 Euro. Schumann in Kurzform präsentiert Helmut Loos in einem Beitrag für die „Jubiläen“-Reihe der Universität. Seit 2004 wird jährlich eine Sammlung von Kalenderblättern herausgegeben. Die Broschüre „Jubiläen 2006“ erscheint demnächst und ist dann in der Pressestelle erhältlich – oder als PDF-Dokument im Internet unter: www.uni-leipzig.de/campus2009/jubilaeen C. H.

Helmut Loos (Hrsg.): Robert Schumann. Interpretationen seiner Werke 2 Bände mit zus. 983 Seiten und zahlr. Abb. und Notenbeispielen, gebunden Laaber Verlag ISBN: 3-89007-447-2 Preis: 178 Euro

Sitzung des Senats am 17. Januar

Neuer Anlauf bei Regenerativer Medizin

1. Der Senat befasste sich mit Berufungsangelegenheiten; das betraf Denominationsänderung, Ausschreibung und Berufungskommission für „Kunstgeschichte (Schwerpunkt moderne und zeitgenössische Kunst)“/W2, bisher: „Kunstgeschichte“; „Germanistische Linguistik (Schwerpunkt Varietätenlinguistik)“/W2, bisher: „Soziolinguistik, Dialektologie“; Ausschreibung und Berufungskommission für „Präventive und Rehabilitative Sportmedizin“/W2, „Vogel- und Reptilienkrankheiten“/W3; Berufungskommission für die W3-Stiftungsprofessur „Verwaltungsmanagement/New Public Management“; Berufungsvorschlag für „Wirtschaft, Politik und Gesellschaft in Afrika“/W2; Besetzungsvorschlag für die Juniorprofessur „Urban Management/Strategische Stadt- und Regionalentwicklung“.

Der Senat stimmte Anträgen der Veterinärmedizinischen Fakultät, der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientalwissenschaften und der Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie zu, PD Dr. med. vet. habil. Uwe Gille (Veterinär-Anatomisches Institut) zum außerplanmäßigen Professor, den Leiter des MDR-Kinderchores, Gunter Berger, zum Honorarprofessor für Musikpädagogik und den Direktor am Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie Prof. Dr. Jean-Jacques Hublin zum Honorarprofessor für Anthropologie mit den mitgliedschaftlichen Rechten eines Hochschullehrers zu ernennen.

2. Der Senat befürwortete das Vorhaben der Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie, Prof. Dr. rer. nat. habil. Georg Friedrich (Fritz) Melchers, führender Experte auf dem Gebiet der Immunologie und langjähriger Direktor des weltberühmten Baseler Instituts, die Ehrendoktorwürde zu verleihen. Melchers hat sich bereits zu DDR-Zeiten für die Immunologie in Leipzig engagiert. In Würdigung dessen veranstaltet die AG Immunbiologie des Instituts für Biologie II die Fritz-Melchers-Lecture mit profilierten Fachvertretern.

3. Der Senat stimmte der Einrichtung des Masterstudienganges „Geowissenschaften: Umweltdynamik und Georisiken“ zum Wintersemester 2007/2008 an der Fakultät für Physik und Geowissenschaften zu; ein-

geschlossen die von den studentischen Senatoren initiierte Festlegung, dass dieser Studiengang nicht gebührenpflichtig ist.

4. Der Senat nahm zustimmend davon Kenntnis, dass die Universität Leipzig beim Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) einen Antrag zur Förderung für ein „Translationszentrum für Regenerative Medizin (TRM)“ einreicht. Es handelt sich dabei um eine überarbeitete Konzeption des Antrags für ein DFG-Forschungszentrum „Regenerative Therapien“, der zwar nicht zum Erfolg geführt hatte, dem aber eine herausragende Qualität bescheinigt wurde, sodass das BMBF eine Förderung in Aussicht gestellt hat.

5. Auf der Grundlage einer Kandidatenliste wählten die Vertreter der Mitgliedergruppen im Senat die Mitglieder des Wahlausschusses (zwei je Mitgliedergruppe). Gewählt wurden: Prof. Drygala und Frau Prof. Felten (Hochschullehrer), Frau Prof. Pustowoit und Dr. Haak (Akademische Mitarbeiter), T. Preuß und Frau E. Adrianopulu (Studierende), Dr. Schulze und W. Reutter (Sonstige Mitarbeiter).

6. Der Senat stimmte Veränderungen in der Zusammensetzung der Graduiertenkommission zu. Prof. Rudersdorf tritt die Nachfolge von Prof. Wolff an, Prof. Illes von Prof. Brähler, Prof. Kroy von Prof. Ihle und Frau Prof. Robitzki von Prof. Schildberger.

7. Der Senat beschloss Änderungssatzungen zu den Studienordnungen für die Studiengänge „Bachelor of Science Biochemie“ und „Bachelor of Science Biologie“.

8. Der Senat nahm Kenntnis vom aktuellen Stand der Evaluierung interdisziplinärer Zentren. Die Selbstreports der fünf zu evaluierenden Zentren – ZHS, NTZ, GSZ, FZ und LAZ – liegen vor.

9. Der Senat diskutierte mit dem Ziel der Erarbeitung einer Stellungnahme zu einem Vor-Referentenentwurf des SMWK ausführlich über die geplante Novellierung des Sächsischen Hochschulgesetzes. Grundlage bildeten Empfehlungen der ad-hoc-Kommission des Senats und Stellungnahmen der Fakultäten. Auf Vorschlag des Rektors wurde die Diskussion nach Themenschwerpunkten strukturiert: Erweiterung der Verantwortung, Gremienstruktur, inneruniversitäre Aufgabenverteilung, Wahlverfahren für Amtsträger und deren

Amtsdauer. Die Diskussion schloss mit der Festlegung, das heute gewonnene Meinungsbild als Positionierung des Senats auf dem Sonderkonzil am 24. Januar vorzustellen und auf der Sondersitzung des Senats am 31. Januar zu einer möglichst einheitlichen Stellungnahme der Universität Leipzig zu gelangen.

10. Dekan Meixensberger informierte den Senat über die erfolgreiche Umsetzung des zwischen Universität, Landesregierung und Universitätsklinikum geschlossenen Dreiseitenvertrages und der darauf aufbauenden Zielvereinbarung. Sie sieht vor, dass die Medizinische Fakultät im Gegenzug zu der sich über 5 Jahre erstreckenden Absenkung des jährlichen Zuschusses auf 47 Millionen Euro im Jahre 2010 fünf mal fünf, also 25 Millionen Euro für eine Neustrukturierung und Modernisierung, für innovative Projekte in Forschung und Lehre erhält. Der Dekan zeigte sich deshalb optimistisch, dass die Medizinische Fakultät Leipzig bei der 2007/2008 anstehenden Begehung der Standorte durch den Wissenschaftsrat als Nr. 1 in Mitteldeutschland hervorgeht.

11. Der Kanzler informierte den Senat über die Einrichtung der Geschäftsstelle 2009 an der Universität Leipzig und über einen gemeinsam mit der Stadt Leipzig durchgeführten Workshop, in dem konzeptionelle Vorstellungen für die Feiern zum 600-jährigen Bestehen der Universität Leipzig und die dafür erforderliche Organisationsstruktur beraten wurden. Demnächst werden sich ein Beirat (mit dem Sächsischen Ministerpräsidenten als Vorsitzenden), ein Jubiläumskomitee und ein Organisationskomitee sowie zehn Arbeitsgemeinschaften, in denen Universität und Stadt eng zusammenarbeiten, konstituieren. Damit konnte die Rektorskommission 2009 ihre Arbeit einstellen, ohne nicht vorher zu beschließen, dass alle Fakultäten eine(n) Jubiläumsverantwortliche(n) benennen.

Prof. Dr. F. Häuser
Rektor

V. Schulte
Pressesprecher

Sonderkonzil am 24. Januar

Konzil empfiehlt Beachtung studentischer Thesen

Das vom Rektor auf Empfehlung von Senatoren einberufene und nach Auffassung des Studentenrates durch eine Unterschriftenaktion ertrotzte Sonderkonzil am 24. Januar 2006 hinterließ wie die meisten seiner Vorgänger einen zwiespältigen Eindruck. Hier eine engagierte sachbezogene Diskussion, nicht zuletzt von studentischer Seite geführt – es ging um die Beratung und Beschlussfassung zur Ausarbeitung einer Stellungnahme der Universität Leipzig zur Novellierung des Sächsischen Hochschulgesetzes –, da eine ganze Reihe eher abseitiger, kraftmeierischer Anträge zur Geschäftsordnung von einzelnen wenigen Kommilitonen, die den Fortgang behinderten und die Konzilssitzung zuweilen chaotische Züge annehmen ließen. Immerhin: Als der Streit, ob ein Thesenpapier von studentischer Seite („10 Thesen für ein besseres Sächsisches Hochschulgesetz“) These für These oder eher in einer Zusammenchau mit dem von Rektor Prof. Häuser

dargestellten Meinungsbild des Senats zur Abstimmung gestellt werden soll, endlos zu werden schien, wurde dann mehrheitlich einem „Kompromissvorschlag“ von Theologie-Dekan Prof. Ratzmann zugestimmt. Danach hat das Sonderkonzil die 10 Thesen der Gruppe der Studierenden „zustimmend und kritisch“ zur Kenntnis genommen und „empfiehlt sie den zuständigen Gremien an der Universität Leipzig und im Freistaat Sachsen zur Beachtung bei der weiteren Gestaltung des neuen Sächsischen Hochschulgesetzes“.

Der allenthalben zu spürende Dissens, der nach dreieinhalbstündiger Dauer in einem Antrag auf Feststellung der Beschlussfähigkeit gipfelte, die dann nicht mehr gegeben war und zu einer Art Selbstauflösung der Tagung führte, war um so verwunderlicher, weil in der Sache, so auch die mehrmalige Feststellung der Konzilsvorsitzenden Frau Prof. Föhr, die Auffassungen von Senat und Studentenschaft zu-

meist übereinstimmen oder dicht beieinander liegen. Das gilt z. B. für die zentrale Frage der Beibehaltung der vorhandenen Gremien und Kompetenzverteilung wie auch der angemessenen Beteiligung aller Mitgliedergruppen oder für die Auffassung, dass das Kuratorium oder der Hochschulrat mit Kontrollfunktionen, nicht aber mit strategischen Entscheidungsrechten ausgestattet werden sollte. Wenn man unterschiedliche Akzentsetzungen zwischen Hochschullehrern und Studierenden herausarbeiten will, dann die, dass die ersteren selbstbewusst Freiheit und Autonomie der Universität betonten, während letztere Zweifel äußerten, ob die Universität erweiterten Aufgaben gewachsen sei und sich deshalb beispielsweise für eine weiterbestehende Zuständigkeit und Kontrolle des Ministeriums bei Berufungsverfahren und Studien- und Prüfungsordnungen aussprechen. Kleinmut oder bittere Erfahrung?

V. Schulte

Sondersitzung des Senats am 31. Januar

Senat will Gremienstruktur beibehalten

1. Der Akademische Senat der Universität hat auf einer Sondersitzung über eine Stellungnahme zur Novellierung des Sächsischen Hochschulgesetzes beraten und sich darin für die Beibehaltung der Gremienstruktur und des Gruppenmodells ausgesprochen. Die Verteilung der universitären Aufgaben auf die verschiedenen Gremien habe sich in der Hochschulpraxis bewährt, wird unterstrichen. Ein Handlungsbedarf zur Änderung dieser Struktur und Aufgabenverteilung sei daher nicht erkennbar. Der Senat halte das Modell der selbstverwalteten Körperschaft einschließlich der mitgliedschaftlichen Mitbestimmung (Gruppenuniversität mit den Gruppen Hochschullehrer, akademische Mitarbeiter, Studierende und Sonstige Mitarbeiter) auch für zukunftsfähig.

Der Senat begrüßt es, dass beabsichtigt ist, die Selbstverantwortung der Universität zu stärken und ihr über die Grundordnung eine größere Gestaltungsfreiheit für die Binnenstruktur einzuräumen. In der Stellungnahme des Senats wird aber auch da-

rauf hingewiesen, dass angesichts des anhaltenden Personalabbaus die zusätzlichen Aufgaben nur übernommen werden können, wenn der Universität die zur Erfüllung dieser Aufgaben notwendigen zusätzlichen personellen und sächlichen Mittel zur Verfügung gestellt werden. Weiter wird betont, dass bei der Regelung der Stellung der Juniorprofessoren sofortiger gesetzgeberischer Handlungsbedarf besteht.

In Bezug auf die Gremienstruktur wird im Einzelnen festgestellt, dass das Konzil nicht abgeschafft werden sollte, insbesondere nicht in seiner Funktion als Gremium für die Wahl des Rektors und der Prorektoren. Der ins Auge gefasste Hochschulrat sollte ein reines Kontrollorgan ohne Zuständigkeit in strategischen Fragen der Hochschulentwicklung sein. Abgelehnt wird die Verlängerung der Amtszeit von Amtsträgern (Rektoren, Prorektoren, Dekane) von drei auf fünf Jahre.

Als Anlagen zu der Stellungnahme des Senats wird der Rektor auch Standpunkte aus den Fakultäten und ein 10-Thesen-Papier

von studentischen Konzilsmitgliedern an das Sächsische Ministerium für Wissenschaft und Kunst senden.

2. Der Rektor informierte zusammen mit Professor Pahl als Vorsitzendem der universitären Baukommission den Senat über die bisherige Entwicklung und den aktuellen Stand der Diskussion über die architektonische Gestaltung des Aula/Kirche-Gebäudes (Paulinum) am Standort der gesprengten Universitätskirche. Dabei kam der jüngste Vorschlag des beauftragten Architekten van Egeraat zur Sprache, aus seinem Wettbewerbsentwurf, der die Innengestaltung der Paulinerkirche weitgehend wieder aufnahm, drei Säulenpaare herauszunehmen und so der Forderung der Jury zu entsprechen und dem Anspruch der Universität gerecht zu werden, den Charakter als Aula stärker auszuprägen und eine multifunktionale Nutzung zu ermöglichen.

Prof. Dr. F. Häuser
Rektor

V. Schulte
Pressesprecher

Sitzung des Senats am 14. Februar **Top-Thema „Paulinum“**

1. Der Rektor informierte den Senat über die in der ministeriellen Baukommission am 31. 1. erzielte Einigung über die Innengestaltung des Aula-Kirche-Gebäudes „Paulinum“ (siehe auch Editorial).

2. Der Senat befasste sich mit Berufungsangelegenheiten; das betraf Denominationsänderung, Ausschreibung und Berufungskommission für „Iberoromanische Sprach- und Übersetzungswissenschaft“ (W3), Nachfolge Prof. G. Wotjak, bisher: „Romanische Sprach- und Übersetzungswissenschaft (Spanisch/Französisch“, und für „Internationale Beziehungen“ (W3), Nachfolge Prof. Elsenhans, bisher: „Politikwissenschaft/Internationale Politik“; die Einleitung eines gemeinsamen Berufungsverfahrens mit dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas für „Geschichte Ostmitteleuropas“ (W3), Nachfolge Prof. Eberhard; Ausschreibung und Berufungskommission für die Stiftungsprofessur „Präventive/Regenerative Kardiologie“ (W2) am Herz-Zentrum Leipzig; für „Pharmakogenetik/Toxikogenetik“ (W2), für das gemeinsame Berufungsverfahren mit dem Mittel- und Osteuropa-Zentrum der Fraunhofer Gesellschaft für „Innovationsökonomik/Innovationsmanagement“ (W3); Ausschreibung für „Technische Informatik“ (W2); Berufungsvorschläge für „Soziologie mit Schwerpunkt Vergleich moderner Gegenwartsgesellschaften“ (W2), „Molekularpathogenese von Stoffwechselkrankheiten“ (W2), „Konservierende Zahnheilkunde und Parodontologie“ (W3), „Medizinische Statistik und Bioinformatik“ (W2) und „Technische Mineralogie“ (W2).

Der Senat stimmte dem Antrag der Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie zu, PD Dr. phil. habil. Rainer Eckert, Direktor des Zeitgeschichtlichen Forums in Leipzig, das Recht zur Führung der Bezeichnung „Außerplanmäßiger Professor“ zu verleihen; ebenso dem Antrag der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, Dr. rer. pol. Hermut Kormann, Vorstandsvorsitzender der Voith AG, zum Honorarprofessor für Betriebswirtschaftslehre von kleinen und mittelständischen Unternehmen zu bestellen.

3. Der Senat gab eine positive Stellungnahme zu der Absicht der Theologischen Fakultät ab, Dr. theol. Dieter Reiher die Ehrendoktorwürde zu verleihen. Dr. Rei-

her (Jahrgang 1933), zuletzt Direktor des Evangelischen Bildungszentrums Brandenburg/Havel, hat in politisch schwieriger Zeit mutig die Interessen der Kirchen im Bildungsbereich der DDR vertreten. Unter seiner Leitung entstanden u. a. die brillanten Schriften „Zur Begleitung christlicher Familien in Fragen bildungsrechtlicher Bestimmungen“ und die „Analyse der Schulbücher in der DDR“. Von 1973–95 wirkte er als Schriftleiter der Zeitschrift „Die Christenlehre“.

4. Der Senat hat mit einstimmigem Votum Frau Dr. Birgit Jänichen als Ausländerbeauftragte der Universität wiedergewählt. Zuvor hatte sie einen kurzen Bericht über ihre Tätigkeit seit 2004 gegeben.

5. Der Senat nahm die gemeinsam mit der Stadt Leipzig vereinbarte Organisationsstruktur für die Vorbereitung des Jubiläums 2009 zur Kenntnis und unterstützte den Vorschlag des Rektoratskollegiums, dass die Fakultäten dem Rektor Jubiläumsbeauftragte benennen.

6. Der Senat stimmte dem Antrag der Philologischen Fakultät auf Einrichtung eines nichtkonsekutiven europäischen Masterstudienganges „Lateinamerika-Studien“ im Rahmen des Erasmus Mundus-Programms zum Sommersemester 2006 zu. Beteiligt sind neben der Universität Leipzig noch Kopenhagen, Venedig und Alcalá de Henares (Madrid). Da nach Festlegung des internationalen Konsortiums für diesen Studiengang Gebühren erhoben werden, versagten die studentischen Senatoren ihre Zustimmung und legten ein Gruppenveto ein, das aber mit 23 : 6-Simmen zurückgewiesen wurde. Die „normalen“ konsekutiven Lateinamerikastudien der Universität sind davon nicht betroffen und weiterhin gebührenfrei.

7. Der Senat bestätigte den Ablaufplan für die im Sommersemester 2006 anstehende Wahl der Gruppenvertreter der Studierenden in den Fakultätsräten, Fachschaftsräten und im Konzil. Die Wahlausschreibung ergeht am 11. April 2006; die Wahlbenachrichtigung erfolgt durch Aushang.



Eine Einigung ist erzielt: So wird die neue Universitätsaula ungefähr aussehen. Bei der Simulation handelt es sich um einen Zwischenstand.

Abbildung: eea architects

8. Der Senat beschloss, dass die Studienkommission für den fakultätsübergreifenden Masterstudiengang „Klassische Antike: Geschichte und Literatur“ an der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientalwissenschaften eingerichtet wird.

9. Der Senat stimmte der personellen Besetzung der Senatskommission für Lehre, Studium, Prüfungen zu. Ihr gehören die Professoren Denzel, Stiehler, Marx, Vollmer, Krug, Reißer, Käs, Papp, Dauschies, Eilers, die Akademischen Mitarbeiter Dr. G. Bauer, Dr. M. Emsel, B. Zabel, der Sonstige hauptberufliche Mitarbeiter Dr. Tomaselli, die Studierenden G. Eisenblätter und V. Rust sowie in Vertretung der Gleichstellungsbeauftragten Dr. Rhinow an. Vorsitzende ist die Prorektorin für Lehre und Studium, Frau Prof. Schubert.

10. Der Senat nahm personelle Änderungen in der Bibliothekskommission zustimmend zur Kenntnis, die sich damit wie folgt zusammensetzt: Vorsitzende: Prorektorin Prof. Schubert; Vertreter der Fakultäten: die Professoren/innen Schneider, Kern, Seiwert, Udolph, Köhnke, Vollmer, Busse, Winter, Schwarz, Egloff, Metz, Kersting, Honscha; Akademische Mitarbeiter: Dr. Mürmel, Dr. Sosna; Sonstige Mitarbeiter: Ch. Bauer; Studierende: A. Kätzer, S. Heindel; beratend: UB-Direktor Prof. Schneider, Kanzler Dr. Nolden.

Prof. Dr. F. Häuser
Rektor

V. Schulte
Pressesprecher

Sitzung des Senats am 14. März

Mehrere Masterstudiengänge kommen später

1. Die Sitzung des Senats wurde in Vertretung des Rektors, der zur Amtseinführung von Präsidentin Michelle Bachelet in Chile weilte, von Prorektor Prof. Dr. Martin Schlegel geleitet.

2. Der Senat befasste sich mit Berufungsangelegenheiten; das betraf Ausschreibung und Berufungskommission für „Translatologie (frankophone Kulturen)“ (W2) und „Gynäko- und Paidopathologie“ (W2); nach Denominationsänderung „Großtierchirurgie (W3/Nachfolge Prof. Ferguson) [vorher: „Veterinärchirurgie“] und „Organische Chemie/Katalyse“ (W2) [vorher: „Organische Chemie/Synthese bioorganischer Verbindungen“]; Ausschreibung der Stiftungsprofessur „Vattenfall Europe Professur für Energiemanagement und Nachhaltigkeit“ (W3); Ausschreibung und Besetzungskommission für die Juniorprofessur „Sorbische Literaturwissenschaft“; Verfahrenseinstellung, Neuausschreibung und Berufungskommission für „Entwicklungspsychologie“ (W3) und „Anthropogeographie“ (W3/Nachfolge Frau Prof. Schmidt); Berufungsvorschläge für „Körperbehindertenpädagogik (W3) und „Anglistische Sprachwissenschaft (synchron/diachron)“ (W3).

Der Senat stimmte Anträgen der Medizinischen Fakultät zu, PD Dr. med. habil. Martin Reichel (Konstanz), Lehrbeauftragter für Augenheilkunde an der Universität Leipzig, und PD Dr. med. habil. Holger Stepan (Leipzig), Universitätsfrauenklinik, das Recht zur Führung der Bezeichnung „außerplanmäßiger Professor“ zu verleihen. Ebenso stimmte der Senat dem Antrag der Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie zu, Frau Dr. phil. Helga Theunert (München) zur Honorarprofessorin für Kommunikations- und Medienwissenschaft/Medienpädagogik zu bestellen.

3. Der Senat wählte Dr. Günter Tomaselli zum neuen Senatsbeauftragten für den Beirat am Zentrum für Hochschulsport der Universität Leipzig.

4. Der Senat stimmte dem Antrag der Fakultät für Chemie und Mineralogie auf Einrichtung des Masterstudienganges „Advanced Spectroscopy in Chemistry“ im Rahmen der europäischen Initiative des Utrecht-Networks (zusammen mit Bergen, Bologna, Helsinki, Krakow, Lille und Madrid) zum Wintersemester 2006/07 zu.

5. Der Senat stimmte dem Antrag der Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie zu, zum Wintersemester 2007/08 den Masterstudiengang „Hörfunk“ einzurichten. Der berufsfeldorientierte neue Studiengang qualifiziert für gestalterische, organisatorische und technische Arbeitsbereiche in Medienbetrieben, die Hörfunkprogramme und Hörfunkzusatzdienste produzieren.



Mit dem geplanten Masterstudiengang Hörfunk unterstreicht die Universität ihre Kompetenz in diesem Ausbildungsbereich. Dazu gehört auch der erfolgreiche Sender mephisto 97.6, das Lokalradio der Universität. Hier arbeiten fast ausschließlich Studierende. Das Bild zeigt mephisto-Moderatorin Uta Stamm im Studio. Foto: mephisto 97.6

6. Der Senat stimmte Anträgen der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientalwissenschaften zur Einrichtung von zwei Studiengängen zu; bei dem einen handelt es sich um den Bachelorstudiengang „Alt-orientalistik/Hebraistik“ zum Wintersemester 2006/07 als Ergänzung des zum gleichen Zeitpunkt einzurichtenden Masterstudienganges „Alt-orientalistik“, bei dem anderen um den weiterbildenden Masterstudiengang „Small Enterprise Promotion and Training (SEPT)“ zum Wintersemester 2006/07, der den gleichlautenden bisherigen Studiengang ablöst.

7. Der Senat stimmte dem Antrag der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät zu, den Diplomstudiengang Wirtschaftspädagogik zum Wintersemester 2006/07 aufzuheben, der als Masterstudiengang neu eingerichtet werden wird.

8. Der Senat stimmte, da es sich um gut begründete Ausnahmen handele, Anträgen von drei Fakultäten zu, die Einrichtung von Masterstudiengängen vom Wintersemester

2006/07 auf das Wintersemester 2007/08 bzw. 2009/10 zu verschieben. Bei der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientalwissenschaften betrifft es die Masterstudiengänge Mittlere und Neuere Geschichte, Ägyptologie, Alt-orientalistik, Sprachen und Kulturen Süd- und Zentralasiens, Arabistik, Konferenzdolmetschen Arabisch, Sinologie, Japanologie, Archäologie der Alten Welt, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft und Theaterwissenschaft; bei der Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie um den Masterstudiengang Master of Science Biochemie; bei der Fakultät für Physik und Geowissenschaften um die Masterstudiengänge Anthropogeographie und Physische Geographie/Geoökologie.

9. Die studentischen Senatoren wählten Tobias Schoel, Fachschaft Mathematik, als studentisches Mitglied des Ordnungsausschusses und Steffen Baumgärtel als seinen Stellvertreter.

10. Der Senat nahm Kenntnis, dass Prof. Dr. Marius Grundmann in Nachfolge von Prof. Dr. Klaus Sibold Vertreter der Fakultät für Physik und Geowissenschaften in der Forschungskommission wird.

11. Als Ansprechpartnerin für Wissenschaftler, die Vorwürfe wissenschaftlichen Fehlverhaltens vorzubringen haben (Ombudsperson), wählte der Senat Frau Prof. Dr. Angelika Hoffmann-Maxis, als ihren Stellvertreter Prof. Dr. Elmar Brähler. Prof. Dr. Franz Häuser, Prof. Dr. Peter A. Schmitt, Dr. Marlies Grunow und Silvio Kirsten wurden als Mitglieder der Ständigen Kommission zur Untersuchung von Vorwürfen wissenschaftlichen Fehlverhaltens gewählt. Mitglieder kraft Amtes sind darüber hinaus Frau Prof. Dr. Evamarie Hey-Hawkins (Vertrauensdozentin der DFG) und Prof. Dr. Martin Schlegel (Prorektor für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs).

12. Der Senat beschloss eine Reihe von Studiendokumenten, und zwar Prüfungs- und Studienordnung für den Studiengang Rechtswissenschaft, Eignungsfeststellungsordnungen für den Masterstudiengang „Afrikanistik“ sowie für den Bachelor- und den Masterstudiengang „Literarisches Schreiben“.

Prof. Dr. M. Schlegel
Prorektor

V. Schulte
Pressesprecher

Der Krebs folgt seinen embryonalen Spuren

Neuer Therapieansatz bei Gebärmutterhalskrebs

Von Dr. Bärbel Adams

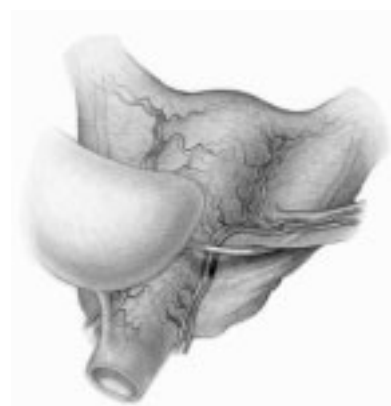
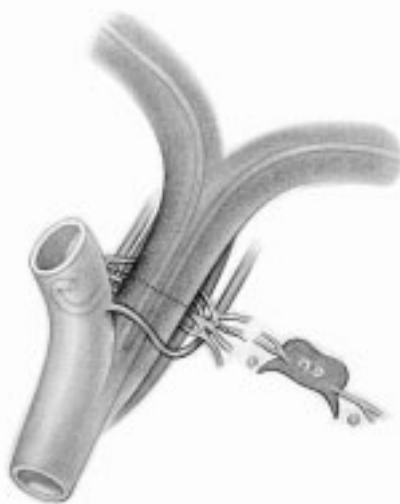
16 von 100 000 Frauen erkranken in Deutschland jährlich an Gebärmutterhalskrebs. Mit einer radikalen Entfernung der Gebärmutter und des umliegenden Gewebes (Wertheim-Operation) wurde diese Erkrankung seit Ende des 19. Jahrhunderts behandelt.

Prof. Dr. Dr. Michael Höckel, Direktor der Universitätsfrauenklinik Leipzig (Triesches Institut) hat eine neue Radikalität bei der operativen Behandlung des Gebärmutterhalskrebses entwickelt. Er entfernt das Gewebe nicht mehr gleichmäßig rund um den Tumor, sondern er reseziert radikal Gewebe, das gleichen embryonalen Ursprungs ist.

„Die bisherige Operationsmethode ging von einer Tumorausbreitung wie bei einer Explosion aus.“, erklärt Prof. Höckel, der sich seit langem mit der Biologie des Krebses befasst. „Wir konnten das auf Grund unserer Erfahrungen so nicht nachvollziehen.“ Seine Hypothese war vielmehr, dass ein bösartiger Tumor sich relativ lange in bestimmten Kompartiments bewegt, die definiert sind durch ihre embryonale Herkunft.

Zusammen mit dem Leipziger Pathologen Prof. Dr. Lars-Christian Horn und der Innsbrucker Anatomin Prof. Helga Fritsch machte er sich auf die Suche nach dem Ausgangsgewebe der Gebärmutter, einem spezifischen Mesenchym, das das Organ im Verlaufe der Entwicklung strukturiert. Die Wissenschaftler erstellten eine Art Topografie des weiblichen Beckens, deren Kompartimente sich aus der embryonalen Herkunft des Gewebes ergeben. Dabei stellten sie fest, dass Harnblase, Harnleiter, Darm, Nerven, Blutgefäße zu anderen Kompartimenten als die Gebärmutter gehören.

Für die Behandlung des Gebärmutterhalskrebses in einem frühen Stadium bedeutet das einerseits, dass die oben genannten Organe trotz ihrer Nähe zum Tumorherd nicht mit entfernt werden müssen, wohl



Das Gewebs-Kompartiment der Gebärmutter und der Scheide im embryonalen Zustand (l.) und bei der erwachsenen Frau (r.).

Abbildungen: Frauenklinik

aber z. B. Teile der Scheide, die zum gleichen Kompartiment gehören.

125 Patientinnen wurden seit 1999 auf diese Weise operiert. Das Ergebnis übertraf die Erwartungen: Obwohl keine der Frauen nachbestrahlt wurde, traten nur bei drei Patientinnen Rückfälle im Beckenbereich auf. Bei der Standardtherapie beträgt die Lokalrezidivrate bis zu 15% – trotz Nachbestrahlung von ca. 50% der Patientinnen. Die neue Operationsmethode ermöglicht also eine hohe lokale Kontrolle des Tumors und eine größere Schonung für die Patientinnen, die keine Strahlentherapie mehr brauchen und zudem Gewebestrukturen behalten können, die für eine gute Lebensqualität unverzichtbar sind.

„Maximale Radikalität in den Grenzen des embryonalen Kompartiments bei maximaler Sicherheit bedeutet maximale Schonung der Patientin“, fasst Höckel den Effekt der von ihm entwickelten Operationsmethode zusammen. „Allerdings“, so warnt er, „Bestehende Narben können die Kompartimente verbinden und die natür-

lichen Grenzen für den Tumor aufheben.“ In Narbengebieten könne man deshalb besonders häufig Rückfälle beobachten.

Die hervorragenden Ergebnisse der von Höckel entwickelten Operationsmethode sollen jetzt mit einer groß angelegten multizentrischen Studie verifiziert werden.

Bleibt noch die Frage zu klären, warum sich der Tumor zunächst an die Grenzen seines Kompartiments hält. Prof. Höckel sieht die Ursache darin, dass der Tumor mit seiner Umgebung kommuniziert. „Dazu bedarf es bestimmter Signale des umgebenden Gewebes, die dem Tumor offenbar vermitteln, ob er sich im erlaubten Raum befindet.“

In einem weiterführenden Forschungsvorhaben wollen die Wissenschaftler Signale eruieren, die die positionale Identität vermitteln. Das ist der genetisch determinierte Standort jeder Zelle im Körper. „Gene, die die Organentwicklung steuern, könnten dabei eine wichtige Rolle spielen.“, vermutet Prof. Höckel. Vielleicht ergeben sich ja daraus noch andere neue Therapieansätze.

Chirurgie in neuen Dimensionen

ICCAS macht von sich reden

Von Dr. Bärbel Adams

Im Dezember letzten Jahres wurde das Innovation Center Computer Aided Surgery (ICCAS) an der Universität Leipzig offiziell eröffnet. In der einjährigen Initialphase hatte sich ICCAS mit nahezu revolutionären Neuerungen in der computergestützten Chirurgie bereits einen Namen gemacht. Mit der offiziellen Eröffnung des Zentrums stellten die Wissenschaftler ein methodisches System vor, das die Entwicklung von Medizintechnik quasi vom Kopf auf die Füße stellt: den chirurgischen Workflow. Er hat sich inzwischen zum Markenzeichen von ICCAS entwickelt und ist international auf großes Interesse gestoßen.

Das „Geheimnis“ des chirurgischen Workflow

„Das ‚Geheimnis‘ unseres Workflow-Systems ist eigentlich die Idee, die dahinter steckt“, meint der ICCAS-Sprecher und Direktor der Klinik für Neurochirurgie am Universitätsklinikum Leipzig sowie Dekan der Medizinischen Fakultät, Prof. Dr. Jürgen Meixensberger. „Wir bieten nicht einfach neue Technik an und schauen, wie wir sie während der Operation am besten einsetzen können, sondern wir beobachten vorher, welche Technik wir entwickeln müssen, damit sie vom Operateur optimal genutzt werden kann.“

Was hier so einfach klingt, ist schwer zu machen. Voraussetzung dafür ist eine genaue Analyse jedes einzelnen Handgriffes des Chirurgen, seine Übersetzung in Computersprache und seine Transformation in computergesteuerte Medizintechnik. Ausgangspunkt und Maß der Dinge ist das, was der Chirurg tut. Seine Arbeit ist die Grundlage für die Entwicklung technischer Systeme. Entwickelt wird also nur das, was gebraucht wird. Teure Fehlentwicklungen können so vermieden und Zeit gespart

werden. Letzteres in doppelten Sinne: Entwicklungszeit und Operationszeit.

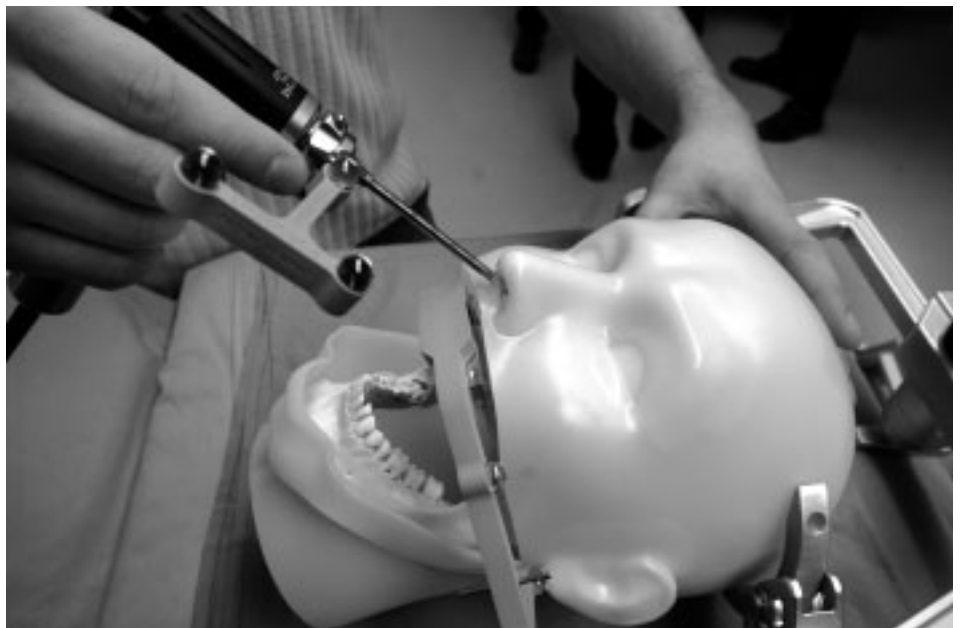
Die Analyse der chirurgischen Arbeit

Was wird aber von wem analysiert? Voraussetzung ist eine genaue Aufzeichnung des Operationsablaufes, verbunden mit einer exakten Beobachtung jedes Handlungsschrittes des Chirurgen, der einem Zeitspektrum zugeordnet wird. Im Mittelpunkt steht der Chirurg mit seinen wichtigsten „Werkzeugen“, der linken und der rechten Hand. Für eine Kehlkopfoperation muss er zunächst ein endoskopisches Mikroskop genau auf den Kehlkopf (Larynx) einstellen. Ein Beobachter erfasst nun die genaue Aktivität des Chirurgen und überträgt sie in eine „Sprache“, die der Computer versteht, einschließlich der kleinsten Bewegung der einen oder der anderen

Hand. Das sieht für genau diesen Beobachtungsteil so aus:

```
<actuator>
  <position>surgeon</position>
  <usebodypart>
    both hands</usebodypart>
</actuator>
<activity>
  <action>adjust</action>
</activity>
<instrument>
  usedinstrument>
    mikroskop</usedinstrument>
</instrument>
<anatomic_structure>
  treatedStructure>
    larynx</treatedStructure>
</anatomic_structure>
```

Dann wird genau verfolgt und aufgeschrieben, was die linke und was die rechte Hand des Chirurgen mit ihrem Werkzeug tut. Wenn die linke Hand also zur Zange greift, eine gerade Bewegung in Richtung einer



Wie hier bei dieser Demo-OP wird beim chirurgischen Workflow jede Bewegung mit dem Instrument genau registriert.



Chirurgischer Workflow in der Praxis. Das ICCAS-Scansystem im Einsatz.

Fotos: ICCAS

Zyste an den Stimmbändern macht und die rechte parallel dazu mit einer Schere einen geraden Schnitt an der Stimmbandzyste anlegt, stellt sich die Bewegung der rechten Hand in der PC-Umsetzung nach den Zeitabfolgen so dar:

```

<actuator>
  <position>surgeon</position>
  <usebodypart>
    right hand</usebodypart>
  note/>
</actuator>
<activity>
  <action>cut</action>
</activity>
<instrument>
  usedinstrument>
    scissor,straight</usedinstrument>
</instrument>
<anatomic_structure>
  treatedStructure>
    cyst,vocalcord,right
  </treatedStructure>
</anatomic_structure>

```

Für die linke Hand würde dann die PC-Umsetzung analog aussehen müssen. Wenn man weiß, dass eine nur halbstün-

dige Operation sich aus vielen solcher Handgriffe zusammensetzt, die der Chirurg sonst automatisch vollzieht, d. h. die dem Chirurgen so gar nicht bewusst sind, kann man das Ausmaß der Kleinarbeit vielleicht etwas abschätzen. „Um diese Arbeit überhaupt praktikabel zu machen, wurde am ICCAS eine spezielle Software entwickelt, welche den Protokollanten weitreichend unterstützt. Sie erzeugt mit wenigen Klicks automatisch die benötigte Datenstruktur und erlaubt somit, auch schnelle Handlungen akkurat zu erfassen.“, erläutert Dr. Oliver Burgert, Leiter der Nachwuchsforschergruppe „Scientific Methods“ am ICCAS, die Bedeutung der Informatik in diesem Vorhaben.

Damit aber nicht genug. Die im chirurgischen Workflow erhobenen Daten müssen zusammengeführt werden mit Datenmengen, die z. B. aus den bildgebenden Verfahren und individuellen Patientendaten gewonnen werden. Für die Zusammenführung braucht es aber eine einheitliche „Sprache“. Die chirurgische Ontologie ist das Gebiet, das diese gemeinsame Sprache schaffen soll, indem die begriffliche Wirk-

lichkeit unter der semantischen Oberfläche herauskristallisiert und kompatibel gestaltet wird.

Internationales Interesse

In der Wissenschaftswelt wird aufmerksam registriert, was in Leipzig passiert. So übernahmen Wissenschaftler der Georgetown University Washington das in Leipzig entwickelte Workflow-System, um davon ausgehend ihre Arbeit an Radiologie-Technik von vornherein anwendungsbezogener anzulegen. „Wir denken, damit die Grundlage für eine erfolgreiche Kooperation gelegt zu haben, von der beide Partner profitieren können.“, erklärt Professor Meixensberger. Andere Partner aus Europa und Übersee haben ebenfalls ihr Interesse signalisiert. All die Signale jedenfalls weisen darauf hin, dass die Mitarbeiter und Partner von ICCAS die angestrebte Schlüsselposition bei der Entwicklung des chirurgischen Workflow-Systems und der computer- und robotergestützten Chirurgie wirklich und in absehbarer Zeit erreichen können.

Dan Brown und da Vinci – abenteuerliche Deutungen

Der Bestseller „Sakrileg“ aus kunsthistorischer Sicht

Von Prof. Dr. Frank Zöllner, Institut für Kunstgeschichte

Wohl kein Buch der letzten Jahre war so populär wie Dan Browns „Da-Vinci-Code“ (in der deutschen Fassung „Sakrileg“). Der enorme Erfolg des Romans, der im übrigen vorgibt, auf Tatsachen zu beruhen, basiert u. a. auf einem recht abenteuerlichen Umgang mit Gemälden Leonardo da Vincis und der Annahme, dass man in ihnen beliebige Dinge „entdecken“ und entsprechend deuten könne. Dieser Unsinn wird offenbar weltweit und sogar von gebildeten Lesern geglaubt.

Um was geht es in Sakrileg? Im Zentrum der Handlung stehen der „Symbolforscher“ Robert Langdon und die Kriminologin Sophie Neveu, die mithilfe ihrer Deutungskünste einem gewaltigen Komplott auf der Spur sind. Sie entdecken, dass die katholische Kirche Jahrhunderte lang unbequeme Wahrheiten verheimlicht hat, namentlich, dass kein geringerer als Jesus Christus zusammen mit der hl. Maria Magdalena ein Kind gezeugt habe, dass dieses skandalöse Wissen von der geheimen Bruderschaft von Sion bewahrt wurde und dass die reaktionäre katholische Organisation Opus Dei die Aufdeckung jener skandalträchtigen Geschichten mit allen Mitteln, auch mit Mord, zu verhindern suche. Leonardo sei als Mitglied dieser Sionsbruderschaft ein glühender Verehrer „göttlicher Weiblichkeit“ gewesen, hätte die Katholische Kirche geringgeschätzt und das besagte Skandalgeheimnis in höchst unchristlicher Weise in seinen Gemälden untergebracht.

Fakt ist, dass Leonardo da Vinci (1452–1519) zu den am besten dokumentierten Personen seiner Zeit gehörte. Was man über einen Künstler seiner Generation zu wissen erwarten kann, wissen wir. Es gibt nicht den geringsten Grund dafür, ihn als Mitglied eines Geheimbundes zu sehen. Ebenso wenig finden sich unchristliche Symbole in seinen religiösen Gemälden;

allerdings waren Leonardos Bilderfindungen innovativ, was hier am Beispiel von Leonardos „Felsgrottenmadonna“ erläutert sei.

In der ersten Fassung (Abb. 1) des in zwei Versionen erhaltenen Bildes meint Brown ein ganz besonderes „Geheimnis“, ja sogar skandalöse Details entdeckt zu haben. Diese erste Fassung des für eine franziskanische Bruderschaft gemalten Werkes beschreibt er folgendermaßen: „Leonardo da Vinci hielt sich zwar an die Vorgaben, doch als er das Gemälde ablieferte, reagierte die



Auf Deutsch ist Dan Browns „Da-Vinci-Code“ unter dem Titel „Sakrileg“ erschienen.

Bruderschaft mit Entsetzen. Er hatte das Bild mit einer Fülle unannehmer brisanter Details versehen.

Das Gemälde zeigte die sitzende Jungfrau Maria in einem blauen Gewand, den ausgestreckten rechten Arm um ein Kleinkind gelegt, vermutlich Jesus. Dem Kind gegen-

über sitzt Uriel, ebenfalls mit einem Kleinkind, vermutlich Johannes der Täufer. Im Gegensatz zu den üblichen Szenerien, in denen Jesus den Johannes segnet, scheint hier seltsamerweise Johannes Jesus zu segnen – und Jesus lässt es geschehen. Noch weniger annehmbar war, dass Maria die Hand mit unverkennbar drohender Gebärde über den Kopf des kleinen Johannes hält, wobei ihre Finger wie Adlerklauen erscheinen, die einen unsichtbaren Kopf gepackt haben. Und schließlich das unverblühte und Furcht erregendste Detail: Genau unter Marias gekrümmten Fingern macht der Erzengel Uriel mit dem ausgestreckten Zeigefinger eine tranchierende Geste, als wolle er dem von Marias klauenähnlicher Hand gepackten Kopf die Kehle durchschneiden.“ Schließlich habe, so Brown weiter, der Künstler seine Auftraggeber mit einer zweiten, „entschärften“ Version der „Felsgrottenmadonna“ (Abb. 2) besänftigt.

In seiner Beschreibung verdeutlicht Brown vor allem, dass man bei entsprechendem Vorsatz beliebige Dinge in ein Gemälde hineinphantasieren kann. Die Figur ganz rechts tranchiert also einen imaginierten Kopf vom dazugehörigen Hals. Weitere „ungehörige“ Elemente sieht Brown in der möglichen Vertauschung von Johannes und Jesus, was in jener Zeit im übrigen gar nicht denkbar gewesen wäre.

Was wissen wir über die beiden Bilder? Eine ganze Menge! Die erste, heute in Paris verwahrte Fassung entstand in den Jahren 1483 bis 1484 für die Kapelle der franziskanischen Bruderschaft der „Unbefleckten Empfängnis“ in der Kirche San Francesco Grande zu Mailand. Aufgrund von Streitereien um die fällige Bezahlung kam es zu gerichtlichen Auseinandersetzungen, wobei Leonardo und Ambrogio de Predis, ein ihm assoziierter Künstler, mit der Veräußerung des Bildes an einen sol-

venten Käufer drohten. Dieser Verkauf dürfte bis etwa 1495 erfolgt sein. Danach schuf Leonardo zusammen mit Ambrogio de Predis die zweite, heute in London befindliche Fassung, die in der Tat etwas konventioneller ausgefallen ist als die erste. Leonardo ergänzte nämlich die in der Pariser Fassung fehlenden Heiligenscheine. Zudem machte er den Johannesknaben, links, durch die Beigabe eines Kreuzstabes, seines traditionellen Attributs, kenntlich. D. h. mit der Fertigung der zweiten Fassung fand eine Anpassung an eine Bildkonvention statt, die nach wie vor eindeutige Attribute bevorzugte. Hinter dieser Anpassung an die Tradition mag in der Tat der Wunsch der konservativ denkenden Bruderschaft nach einem weniger unkonventionellen Bild gestanden haben.

Was nun ist das besondere an der Pariser Fassung des Bildes, das Dan Brown dazu veranlasst, dessen innovative Elemente zu einem Skandal aufzublasen? Zur Beantwortung dieser Frage lohnt ein genauer Blick auf das Gesamtarrangement des Gemäldes und dessen Verhältnis zur Bildtradition. Die in der Mitte des Gemäldes vor sich öffnenden Felspalten platzierte Jungfrau Maria legt in der Art einer Schutzmantelmadonna ihren rechten Arm um den betenden Johannesknaben, der von dem gegenüber sitzenden Jesusknaben den Segen empfängt. Ganz rechts ist der Erzengel Uriel, traditionell der Begleiter Johannes' d. T., dargestellt. Der Sinn dieses figürlichen Arrangements erschließt sich aus der Auftraggeberschaft des Gemäldes, das von einer franziskanischen Laienbruderschaft bestellt wurde. In der franziskanischen Frömmigkeit galt Johannes als Vorläufer und Vorbild des Ordensgründers, des hl. Franziskus. Im Gemälde fungiert daher der Johannesknabe als Identifikationsfigur der franziskanischen Auftraggeber. Diese Identifikationsfunktion nimmt die Figurenkonstellation unmittelbar auf: In



der Gestalt des Johannes empfängt die Bruderschaft den Segen Christi, und in dieser Gestalt findet sie sich unter dem schützenden Arm Mariens wieder. Gleichzeitig betet der Johannesknabe das Christuskind an, was unmittelbar die Verehrung widerspiegelt, die die stiftende Bruderschaft ebenfalls dem Erlöser Jesus Christus entgegenbringt. Der Zeigegestus des rechts dargestellten Erzengels Uriels verweist in der Pariser Fassung zudem auf den betenden Johannesknaben und damit auf die Bruderschaft, womit der Betrachter in das Gesamtarrangement hereingezogen wird und an die Identifikationsfunktion des Johannes erinnert.

Wir haben es hier also mit der Abwandlung des Typs der Schutzmantelmadonna zu tun, bei der die Jungfrau Maria ihr Gewand ausbreitet, um so die Stifter, beispielsweise eine ganze Bruderschaft, unter ihren Schutz zu nehmen. In anderen Beispielen dieses Bildtyps findet sich oft, metaphorisch gesprochen, der „ganze Verein“, der stiftenden Bruderschaft, unter dem schützenden Mantel der Madonna versammelt. Dem hingegen platziert Leonardo in seinem Bild nur noch Johannes als Identifikationsfigur der stiftenden Bruderschaft unter einen Zipfel des Mantels und vermeidet so den älteren Darstellungsmodus. Leonardo malte also kein skandalöses, sondern ein innovatives Bild.

Abb. 1 (oben):
Leonardo da Vinci, „Felsgrottenmadonna“ (Maria mit dem Christuskind, dem Johannesknaben und dem Erzengel Uriel), 1483–1484, Öl auf Holz auf Leinwand übertragen, 197,3 x 120 cm Paris, Louvre
Foto: RMN / Musée du Louvre / A. Dequier, M. Bard / Vertrieb bpk Berlin

Abb. 2 (unten):
Leonardo da Vinci, „Felsgrottenmadonna“ (Maria mit dem Christuskind, dem Johannesknaben und dem Erzengel Uriel), ca. 1495–1499 und 1506–1508, Öl auf Holz (parkettiert), 189,5 x 120 cm, London, National Gallery
Foto: National Gallery

„Die Messlatte liegt hoch“

Stabwechsel im Zentrum für Internationale Wirtschaftsbeziehungen

Ende März wurde Prof. Dr. Rolf H. Hasse emeritiert, der bis dahin das Zentrum für Internationale Wirtschaftsbeziehungen (ZIW) geleitet hatte. Sein designierter Nachfolger ist der Finanzwissenschaftler Prof. Dr. Thomas Lenk. Beide Professoren stellten sich zusammen mit Dr. Cornelia Kunze, der wissenschaftlichen Geschäftsführerin des ZIW, den Fragen des *Uni-Journals*.

Das 19. Leipziger Weltwirtschaftsseminar liegt hinter uns. Im November konnten Sie viele Experten zum Thema „Die erweiterte EU zwischen Konvergenz und Divergenz“ begrüßen. Das Seminar ist das Aushängeschild des ZIW – was macht es so attraktiv?

Hasse: Das ZIW hat immer schon internationale Kontakte gepflegt, das gehört zur Tradition des Instituts. Somit ist auch der erste Erfolgsfaktor des Weltwirtschaftsseminars genannt: Es ist international. Zum Zweiten ist es interdisziplinär. Nicht zuletzt sind natürlich die Themen des Se-

minars attraktiv, denn sie sind stets wichtig und aktuell.

Sie sind 1998 an die Universität gekommen. Was hat sich seitdem im ZIW getan?

Hasse: Personell ist das ZIW kleiner geworden, aber die Forschungsleistungen sind breiter und zahlreicher geworden.

Kunze: Außerdem ist die Einbettung des ZIW in die Universität wesentlich besser geworden. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit hat stark zugenommen.

Hasse: Wir haben einen klaren Schwerpunkt gesetzt, der im Laufe der Zeit eine Profillinie der Universität geworden ist: Mittel- und Osteuropa (MOE); das ZIW steuert die wirtschaftliche Kompetenz bei. Sehr gut sichtbar wird dies in unserem Projekt, in dem wir seit Mitte der 90er Jahre den Transformationsprozess in den Städten Leipzig und Wrocław vergleichen. Dieses Projekt wurde in der Universität sehr beachtet, ebenso von beiden Städten, aber auch von Regional- und Kommunalwissen-

schaftlern. Auf der anderen Seite verfolgen wir intensiv Fragen der europäischen Integration der MOE-Länder.

Kunze: Auch die internationale Wahrnehmung des ZIW ist gewachsen. Die zunehmenden Kooperationsaufforderungen, gerade aus MOE-Ländern, belegen das deutlich.

Wovon lebt das ZIW?

Hasse: Zunächst einmal von den Menschen, die im ZIW und mit dem ZIW arbeiten. Ein Kooperationsnetzwerk ist natürlich unabdingbar. Das haben wir sukzessive aufgebaut. Dazu zählen zum Beispiel das Institut für Weltwirtschaft Budapest, das Willy-Brandt-Zentrum für Deutschland- und Europastudien der Universität Wrocław und die Universität Tartu. Für die Projekte werden Drittmittel eingeworben. Das Projekt Leipzig–Wrocław etwa wurde durch die Thyssen-Stiftung finanziert, das zum Aufholprozess in MOE durch die Siemmers-Stiftung, Arbeitsmärkte in MOE von der Hertie-Stiftung und das Projekt über

Versammelte Kompetenz: Der langjährige ZIW-Direktor Prof. Dr. Rolf H. Hasse im Gespräch mit der ZIW-Geschäftsführerin Dr. Cornelia Kunze und seinem designierten Nachfolger Prof. Dr. Thomas Lenk (v. l.).

Foto: Armin Kühne



illegale Arbeitskräfte aus der Ukraine in Deutschland durch die Böll-Stiftung. Man sieht, wir können im Wettbewerb bestehen. Die Konzepte müssen also gut sein.

In Leipzig gibt eine Reihe von Institutionen mit dem Schwerpunkt Osteuropa, darunter das Kompetenzzentrum Mittel- und Osteuropa (KOMOEL). Jetzt kommt das Mittelosteuropazentrum (MOEZ) der Fraunhofer-Gesellschaft hinzu. Welches Verhältnis besteht zwischen diesen Institutionen und dem ZIW?

Kunze: Das ZIW ist praktisch Mitgründer des KOMOEL, und wir haben bereits viele gemeinsame Veranstaltungen gemacht.

Hasse: Beim Fraunhofer-Zentrum war es so, dass in der Endausscheidung sehr viel Wert gelegt wurde auf die wirtschaftswissenschaftliche Kompetenz, und für die steht das ZIW. Natürlich sollte das ZIW eigenständig bleiben, aber es kann gut mit dem Fraunhofer-Zentrum zusammenarbeiten beziehungsweise für das Zentrum arbeiten – vor allem, da das MOEZ in erster Linie koordinierend und nicht forschend tätig sein wird und somit externe Forschungsdienstleistung braucht.

Welche Themen wird das ZIW künftig in Angriff nehmen?

Lenk: Ich kann mir etliche Themen vorstellen. Wir haben zum Beispiel im Osten nicht mehr nur Kooperationspartner, sondern auch Wettbewerber – das ist ein riesiges Forschungsfeld. Auch die Finanzverfassungen der neuen EU-Länder kann man unter die Lupe nehmen, also die Aufgabenverteilungen, die Kosten, die Finanzierung der Aufgaben. Ein weiteres Thema: die Steuerharmonisierung. Dazu passt die Studie, die wir zum Tanktourismus gemacht haben. Das sind natürlich Themen, die für mich nahe liegen – ich will aber nicht den Fokus des ZIW verengen, ich sehe meinen wissenschaftlichen Hintergrund eher als Bereicherung.

Sie treten in große Fußstapfen, oder?

Lenk: Richtig, es ist eine Riesenverantwortung für mich. Die Messlatte liegt hoch. Aber ich bin mir sicher: Auch zukünftig wird das ZIW ein wichtiges Bindeglied in den Forschungskoperationen zu Mittel- und Osteuropa sein.

Hasse: In der Tat. Wäre ich Investmentbroker, würde ich sagen: Eine Investition ins ZIW lohnt sich.

Interview: Carsten Heckmann

Erwachsenenpädagogik hilft ostafrikanischen Universitäten

Die Leipziger Erwachsenenpädagogik soll bei der Fortbildung von Multiplikatoren aus Kenia, Tansania und Uganda mitwirken, die in dortigen Universitäten Evaluationen und Qualitätsmanagementsysteme etablieren. Die entsprechenden Prozesse sollen fachlich begleitet und dabei auch Erfahrungen und Forschungsergebnisse bei der Einbeziehung von Studierenden in Organisations- und Qualitätsentwicklung genutzt werden. Das wurde im Januar bei einer Veranstaltung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) und der Hochschulkrektorenkonferenz in Berlin beschlossen. Zuvor waren rund 30 Rektoren und Prorektoren aus Universitäten der drei afrikanischen Länder zu einer Tagung nach Leipzig gekommen.

Die Tagung wurde von Prof. Dr. Jörg Knoll (Lehrstuhl für Erwachsenenpädagogik) in Zusammenarbeit mit dem DAAD durchgeführt. Sie hatte das Ziel, Anregungen für die Errichtung eines länderübergreifenden Systems zur Qualitätsentwicklung und Akkreditierung an Universitäten in Ostafrika zu geben. Das Programm bot Einblicke in die laufenden Vorbereitungen zur Akkreditierung der neuen Studiengänge an der Universität Leipzig, in die bildungspolitischen Rahmenbedingungen dieses Prozesses und in die Arbeit einer Akkreditierungsagentur. Den konzeptionell-inhaltlichen Rahmen bot Prorektor Prof. Dr. Martin Schlegel mit einem Beitrag über die Zukunftsentwicklung der Leipziger Universität. *r.*

Wissenschaftsrat bewertet GWZO äußerst positiv

Großes Lob von hoher Stelle: Der Wissenschaftsrat bescheinigt dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO), einem An-Institut der Universität, „eine national wie international herausragende Position in der Ostmitteleuropaforschung“. Das Gremium empfiehlt, das Zentrum über die derzeitige Förderperiode hinaus fortzuführen.

„Die Leistungen der Geisteswissenschaften in Deutschland liegen im internationalen Vergleich in vielen Gebieten auf höchstem Niveau“, heißt es in einer Stellungnahme des Wissenschaftsrates. Als Beleg dafür wird unter anderem die gute Arbeit in fünf deutschen Forschungszentren angeführt, die noch bis 2007 durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft gefördert werden, darunter das GWZO.

Das besondere Profil des GWZO ergebe sich „aus der Verbindung von herausragender, international anerkannter Kompetenz in der Ostmitteleuropaforschung, substanzieller Interdisziplinarität und einzigartigem komparatistischem Zugang, der den Fokus über die Region hinaus erweitert.“ Das GWZO habe zu einer Modernisierung und Pluralisierung der Ostmitteleuropaforschung beigetragen. Zudem sei das Potenzial des Forschungsprogramms des Zentrums „für die kommenden Jahre als beträchtlich einzuschätzen“. *r.*

Für die Zeit nach dem Auslaufen der gegenwärtigen Förderung empfiehlt der Wissenschaftsrat, das Zentrum wissenschaftlich weiterzuentwickeln. Dazu gehöre die Öffnung für weitere wissenschaftliche Disziplinen ebenso wie die Erweiterung des geographischen Horizonts Richtung Baltikum, Ukraine und Weißrussland bis hin nach Südosteuropa, aber auch Richtung Westeuropa in Bezug auf Staaten, die sich für eine vergleichende Betrachtung anbieten.

Das 1995 vom Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst gegründete interdisziplinäre und international ausgerichtete GWZO erforscht in vergleichender Perspektive Geschichte und Kultur des Raums zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart. In den derzeit neun Forschungsprojekten des Zentrums sind 40 wissenschaftliche Mitarbeiter aus dem In- und Ausland tätig, darunter Literaturwissenschaftler, Kunsthistoriker, Historiker, Namenkundler und Archäologen. Die Grundfinanzierung erfolgt durch das Sächsische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, die Projektfinanzierung derzeit durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die VolkswagenStiftung und die Deutsche Stiftung Friedensforschung. *r.*

Radeln auf Rezept

Wie Bewegungstherapien beim Gesunden helfen und die Lebensqualität erhöhen

Von Andreas Einbock

30 Minuten Sport, am Stück, mindestens dreimal pro Woche, mit ansteigender Atmung und schneller werdendem Pulschlag. Leicht schweißtreibend. So soll es sein, sagen Experten. Aber wer macht das schon? Drei von vier Deutschen sind der Bundesgesundheits-Befragung des Robert-Koch-Institutes zufolge kaum bis überhaupt nicht aktiv. Die empfohlene Sportdosis schaffen nur 13 Prozent.

Wie ist es da erst bei Menschen, die ein angeborenes, körperliches Handikap haben, von einem Krankheitsausbruch oder durch einen Unfall gezeichnet sind? „Da schonen Sie sich und bleiben lieber mal im Bett“, lautete lange Zeit der ärztliche Rat. Neueste Forschungen beweisen allerdings das Gegenteil: Bewegung ist besser als teure Tabletten und Hightech-Medizin. Sie lässt sogar gesundmachende Zellen im Körper wachsen.

Beweise für den Paradigmenwechsel liefert Prof. Dr. Rainer Hambrecht. Der 45-jährige Oberarzt an der Leipziger Klinik für Innere Medizin/Kardiologie am Herzzentrum der Universität Leipzig hat vor einiger Zeit herausgefunden, dass dosiertes Training eine sinnvolle Ergänzung bewährter Therapien ist. Er und sein Team hochmotivierter junger Wissenschaftler führten, stets unterstützt von Klinikdirektor Prof. Dr. Gerhard Schuler, eine Vergleichsstudie an Patienten mit verengten Herzkranzgefäßen durch. Das Hauptproblem stellt dabei die Herzmuskulatur dar, die nicht ausreichend mit Sauerstoff versorgt wird. Normalerweise werden, solange keine Blutgefäßüberbrückung durch einen Bypass nötig ist, sogenannte Stents eingesetzt. Sie dehnen die Herzkranzgefäße auf und verhindern, dass diese sich verschließen.

Nun bekamen 50 Patienten diese Röhren eingepflanzt, 50 weitere absolvierten stattdessen ein Jahr lang ein Trainingsprogramm von anfangs täglich sechs mal zehn Minuten auf dem Fahrradergometer. Nach diesen zwei Wochen sollte dann jeder Herzpatient jeden Tag zuhause 20 Minuten

auf dem Fahrradergometer strampeln und einmal pro Woche in der Sporthalle trainieren. Professor Hambrecht berichtet: „88 Prozent der Sportler blieben ohne Beschwerden. Das galt nur für 70 Prozent der Stent-Patienten.“ Letztere mussten sogar noch mal in die Klinik und brauchten neue Stents, da inzwischen neue Engstellen aufgetreten waren.

Gefäßverkalkung: Bewegung „wie eine Stammzelltherapie“

Aber auch auf molekularer Ebene lässt sich der Gefäßverkalkung entgegenwirken, wie Hambrecht und sein Team herausfanden.

Patienten mit Arterienverkalkung haben eine massiv geschädigte Gefäßinnenhaut (Endothel). Bei körperlicher Aktivität wirken durch einen vermehrten Blutfluss Scherkräfte auf das Endothel ein. Bestimmte Rezeptoren spüren diese Kräfte und setzen Stickstoffmonoxid frei, das dafür sorgt, dass die Gefäßinnenhaut erschlafft und das Gefäß sich anschließend weitet.

Die Wissenschaftler ließen zwölf Patienten mit Herzmuskelschwäche sechs Monate lang täglich 20 Minuten Rad fahren und einmal pro Woche eine Stunde walken oder Ball spielen. Nach der anschließenden Gewebeprobeanalyse der Oberschenkel-Streckmuskeln kamen sie zum Ergebnis,

Reha-Maßnahme in der Mehrzweckhalle der Sportwissenschaftlichen Fakultät: Schlaganfallpatient Gerhard Beeger wird von Diplom-Sportlehrerin Yvonne Vogel (HSG DHFK Leipzig, Abteilung Rehasport) durch einen Parcours aus schmalen Wegen und Treppen geführt. Die Übung dient der Verbesserung des Gleichgewichtsempfindens.

Foto: Andreas Einbock



dass sogenannte Radikalfängerenzyme aktiver geworden waren. Diese gehen gegen die Sauerstoffradikale vor, die zum Beispiel bei Rauchern oder Diabetes-Patienten das für die Gefäßerweiterung zuständige Stickstoffmonoxid abfangen und inaktivieren. Die Ergebnisse veröffentlichte Hambrecht 2005 im Fachmagazin „Circulation“.

In einer dritten Studie fanden der Kardiologe und sein Forscher-Team heraus, dass Bewegung „wie eine körpereigene Stammzellentherapie“ wirkt. Um diese Erkenntnis wissenschaftlich zu belegen, ließen sie Patienten mit arterieller Verschlusskrankheit vier Wochen lang jeden Tag sechs Mal auf dem Laufband rennen. Das körperliche Training bewirkte eine Verdreifachung der Stammzellen im Knochenmark, die sich dann zu Endothelzellen wandelten und dort kaputte Gefäße reparierten. Diese bahnbrechenden Ergebnisse blieben auch der Fachwelt nicht verborgen, sodass Hambrecht nach einigen anderen Auszeichnungen im Januar dieses Jahres den renommierten „Doctor-Leon-Dumont-Preis 2006“ der belgischen Gesellschaft für Kardiologie erhielt.

Preisverdächtige Forschung und Hilfestellung auf diesem Gebiet wird auch an einer weiteren Stelle der Universität Leipzig geleistet. Am Institut für Sportmedizin profitieren davon speziell Zuckerkrankte. Über acht Millionen Menschen sind deutschlandweit von dieser Krankheit betroffen, sodass der Diabetes mellitus heute längst zu den klassischen Zivilisationskrankheiten zählt. Die Dramatik der oft zu spät diagnostizierten Erkrankung, bei der in Folge einer Überforderung von Betazellen die körpereigene Insulinproduktion der Bauchspeicheldrüse zusammenbricht, beweist die europaweite durchgeführte „Cost of Diabetes in Europe“-Studie (1998): Durch die häufiger auftretende Typ 2-Variante (Altersdiabetes) kommt es in Europa alle zwölf Minuten zu einem Schlaganfall und alle 19 Minuten zu einem Herzinfarkt. Zwar gilt auch hier: Vorbeugen ist besser als heilen, doch auch nach der Diagnose „Zuckerkrankheit“ ist eine deutliche Steigerung der Lebensqualität möglich. Wie das funktionieren kann, zeigt Prof. Dr. Martin Busse, Direktor des Instituts für Sportmedizin, in Zusammenarbeit mit der Medizinischen Klinik und Poliklinik III bei einem klinischen Diabetesprogramm. In eineinhalb Jahren haben fast 1 000 Patienten an Busses Bewegungstherapie teilgenommen. In erster Linie gilt es

Sanierte Halle für Reha- und Behindertensport



Foto: Wolfgang Zeyen

Das Foto zeigt die Gruppe „Behindertensport“ des 59. Internationalen Trainerkurses, die die für rund eine Million Euro frisch sanierte ehemalige Fechtthalle als erste in Besitz genommen hat, kurz nachdem sie vom Staatsbetrieb Sächsisches Immobilien und Baumanagement an die Sportwissenschaftliche Fakultät übergeben wurde.

Sie soll jetzt vorrangig für den Rehabilitations- und Behindertensport genutzt werden, für den am Institut für Rehabilitationssport, Sporttherapie und Behindertensport Sportfachkräfte ausgebildet wer-

den, die „qualitativ hochwertige, wirkungssichere Angebote für Betroffene unterbreiten, überwachen, dazu anleiten und die indikationsspezifischen Belastungsprozesse steuern“, so Institutsdirektor Prof. Jürgen Innenmoser. Das Institut versteht sich als interdisziplinäres Forschungs- und Lehrzentrum für sportpädagogische, sporttherapeutische und trainingsspezifische Fragen und Anforderungen aus den Tätigkeitsfeldern Rehabilitationssport, Sporttherapie und Behindertensport mit Behinderten und chronisch Kranken.

gegen drei Probleme vorzugehen: die Lebensqualität durch eine verbesserte Leistungsbreite zu verbessern, die Medikation durch Insulinspritzen und orale Antidiabetika zu senken und das Gewicht zu reduzieren.

Diabetes: Ein Punkt für jede Sportminute

Dazu führen Busse und sein achtköpfiges Team aus Physio- und Sporttherapeuten ein Drei-Komponentenprogramm durch, das aus einem Ausdauertraining auf dem Stepper oder dem Fahrradergometer, einem sta-

bilisierenden Kraft-Ausdauertraining an Geräten und einem extensiven Training der größeren Muskelgruppen durch Schwimmen oder Nordic Walking besteht.

Zusätzlich zu den zwei kontrollierten Einheiten am Sportmedizin-Institut tragen die Patienten für ihr Heimtraining Punkte in eine Bonusliste ein. Diese können dann auch für die richtige Ernährung gesammelt werden. Denn was nützt die ausgiebigste Bewegung, wenn am Ende alles wieder mit falscher Ernährung kaputt gemacht wird? So gibt es am Ende für jede Sportminute einen und für eiweißhaltiges und kohlenhydratarmes Essen 40 Punkte. Wer sich an die Empfehlung von täglich 50 Sportminu-

ten, die zur Sensibilisierung der Insulinrezeptoren am besten vor dem Essen absolviert werden sollten, sowie Salat und Gemüsesuppe hält, kann maximal 500 Punkte erhalten. Zur Belohnung gibt es dann ein Erfolgszertifikat. Parallel wird natürlich immer der Blutzuckerspiegel gemessen. „Dadurch bekommen die Diabetiker ein Gefühl dafür, was es bedeutet, durch eigene Bewegung die Krankheit zu bekämpfen“, setzt Busse besonders auf den verhaltensmedizinischen Aspekt der Therapie. Die ersten Ergebnisse lassen sich sehen: Bei regelmäßiger Teilnahme verbesserte sich die Dauerleistungsfähigkeit um bis zu 200 Prozent bei gleichzeitig abnehmender Herzfrequenz, was die Herzbelastung im Alltag reduziert. Auch die Medikation ließ sich um 20 Prozent reduzieren, wobei die Ergebnisse bei Insulin spritzenden Patienten besser als bei oral einnehmenden Antidiabetiker-Patienten waren. Zwei Prozent benötigten anschließend sogar überhaupt keine Medikamente mehr. Beim dritten Kernpunkt, dem Gewicht, ließ sich eben-

falls eine Reduzierung bei jedem vierten Patienten feststellen, wobei der langfristige Verlust der Pfunde problematisch bleibt.

Jeder Hinweis und jede Kampagne von Gesundheitspolitikern und Krankenkassen, sich zu bewegen, sei wirkungslos, wenn nicht auf die Langfristigkeit gesetzt wird, so Busse. „Deshalb bräuchte eine Stadt wie Leipzig auf dieses Gebiet spezialisierte Einrichtungen, die mit geschultem Personal und in Kooperation mit den Hausärzten dem Diabetes zu Leibe rücken.“

Übergewicht: Mehr Sport für Schüler

Doch nicht nur die Pfunde Erwachsener werden immer mehr zum Problem, auch die der Kinder und Jugendlichen. So haben zum Beispiel britische Kindermediziner in den letzten zehn Jahren einen Anstieg übergewichtiger Kinder von 5 auf 17 Prozent festgestellt. Aber auch bei deutschen Ju-

gendlichen wird der Untersuchung „Health Behaviour in School Children“ (Weltgesundheitsorganisation, 2002) zufolge Übergewicht bei zirka 20 Prozent der Kinder prognostiziert – der Grund: überproportional gestiegener Fernseh- und Computerkonsum.

Diesem Problemfeld widmet sich Katja Warich. Die Doktorandin, die an ihrer Dissertation am Leipziger Institut für Rehabilitationssport, Sporttherapie und Behindertensport arbeitet, fand in ihrem Projekt „außerunterrichtlicher Schulsport“ heraus, dass von 3 438 untersuchten Leipziger Schulanfängern im Jahr 2004 6,5 Prozent übergewichtig und 3,6 Prozent adipös waren. Seit August 2004 geht sie nun den Ursachen und den Fragen der körperlichen Leistungsfähigkeit adipöser Kinder an fünf Grund- und fünf Förderschulen nach: Wie kann man diese Kinder motivieren? Strahlt der Zusatzunterricht auf die Bewegungslust in der Freizeit aus? Zeigt eine einzige zusätzliche Stunde Sport pro Woche überhaupt Wirkung?



Die Zusatz-Sportstunde: Dennis Ritter und Anne-Katrin Waldheim spielen Hockey in der 91. Grundschule in Grünau. Geleitet wird das Training von der Doktorandin Katja Warich (kleines Foto). Fotos: Andreas Einbock

Große Unterstützung für das Vorhaben fand die 26-Jährige an den Schulen, in den Ministerien und Ämtern sowie bei den Krankenkassen und der „Aktion Mensch“, die Gelder bereitstellten. Die jeweiligen Sportlehrer suchten unter ihren Schülern jene heraus, die Übergewicht hatten, und motivierten sie und ihre Eltern für eine zusätzliche Sportstunde pro Woche. Danach folgten eine Messung der Körpergröße und der Hautfaltendicke sowie der körperlichen Leistungsparameter der insgesamt 102 übergewichtigen Mädchen und Jungen im Alter von 6 bis 18 Jahren.

So sollten sie sechs Minuten ununterbrochen langsam laufen oder notfalls gehen oder aus dem Stand auf eine niedrige Stufe hinaufhüpfen. Am Laufband wurde über die ein- und ausgeatmete Atemluft ermittelt, mit welcher Anstrengung die Kinder die Aufgabe absolvieren und wie sie diese Anstrengung subjektiv einschätzen. Als alle Messergebnisse vorlagen, begannen Absolventen des Diplom-Sportlehrer- und Magisterstudiums mit dem jeweils wöchentlich stattfindenden spielerischen Bewegungsprogramm in der schuleigenen Sporthalle der kleinen Sportler.

Nach der einjährigen Interventionsmaßnahme konnten Warich und ihr Team durchweg positive Resultate vorweisen. 47 Prozent der befragten Eltern stellten Veränderungen im Ernährungsverhalten sowie der sportlichen Aktivität ihrer Kinder fest. Außerdem kam es zu einer Stabilisierung des Body-Mass-Index' sowie zu einer Reduktion des Körperfettanteils um 3,2 Prozent. „Uns ging es aber nicht nur um die Gewichtsreduktion, sondern auch darum, dass die Kinder bewusster mit ihrem Körper umgehen und psychisch stabil werden“, beschreibt Katja Warich eine weitere Intention der ersten Projektphase. Bisher haben die meisten Kinder durchgehalten. „Das zeigt doch, dass es ihnen Spaß macht und dass unsere Motivierung stimmt.“ Die Doktorandin geht optimistisch in die zweite Projektphase, die seit Januar an 13 Schulen läuft.

Krebs: Ein Ausflug in eine andere Welt

Von Tischtennis, Basketball oder Klettern im Verein können andere Kinder nur träumen. Für Kinder, die auf der Krebsstation der Universitätsklinik und Poliklinik für Kinder und Jugendliche liegen, gestaltet sich der Alltag ungleich schwieriger. Den-

Markus Wulfange begibt sich mit der Krebs-Patientin Julie Stänicke auf eine „Reise durch den Sumpf“.



noch hat sich auch hier ein grundlegender Wandel vollzogen. Prof. Dr. Dieter Körholz, bis Anfang März Abteilungsleiter für pädiatrische Hämatologie und Onkologie, und Prof. Dr. Jürgen Innenmoser, Institutsdirektor für Rehabilitation, Behindertensport und Sporttherapie, haben ein Sportprojekt speziell für diese Kinder entwickelt, das deutschlandweit einmalig ist.

Begonnen hat die bewegungsorientierte Kinderrehabilitation mit der Diplomarbeit von Markus Wulfange. Der ehemalige Fußballprofi, der u. a. beim VfB Leipzig kickte und Sozialpädagogik an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur studierte, analysierte im Jahr 2000 die Situation krebskranker Kinder und führt seitdem die Individualtherapie in seinem kleinen Sportraum durch. Der 39-jährige Diplom-Sportlehrer geht dabei äußerst behutsam mit den Kleinen um: „Ich gehe einfach auf die Station, schaue wie es den Kindern geht und frage sie, ob sie sich in der Lage fühlen, Sport zu machen.“

Nach dem Okay der Schwester „entführt“ er die Kinder meist in eine freie und unbeschwerte Welt. Denn neben dem klassischen Tischtennis oder Klettern steht auch mal eine „Reise durch den Sumpf“ an, bei der es nicht nur um die Koordinationsfähigkeiten beim Klettern an den „Lianen“ oder dem Sprung über eine „tiefe Schlucht“ geht, sondern auch um die Phantasie. „Ich will, dass der Raum frei von Untersuchungen bleibt. Die Kinder sollen hier alles vergessen und sich frei entfalten“, beschreibt Wulfange seine Arbeit.

Die Motivation kommt hier praktisch von selbst. Bei vielen Erwachsenen sieht das anders aus. Doch wer einmal weiß, dass körperliche Bewegung hilft, vielen Beschwerden vorzubeugen, von Rückenschmerzen über Diabetes bis hin zu Herz-Kreislauf-Krankheiten, der wird die wöchentlichen dreimal 30 Minuten Training für einen Klacks halten – und Sport nicht für Mord, sondern für ein Plus an Lebensqualität.



Strampeln gemeinsam in der Sportmedizin: Martin Busse ...

Winston Churchill soll auf Fragen nach einem Erfolgsrezept für sein hohes Alter geantwortet haben: „Zu allererst: kein Sport!“ Vielleicht hat er immer auch die möglichen Verletzungen vor Augen gehabt, so wie der berühmte Volksmund, von dem man die Wendung „Sport ist Mord“ kennt. Ist Sport eher gefährlich als gesund? Unter anderem dazu äußern sich im Interview mit dem *Uni-Journal* Prof. Dr. Martin Busse, Direktor des Instituts für Sportmedizin an der Sportwissenschaftlichen Fakultät, und Privatdozent Dr. Michael Thomas, Oberarzt an der Orthopädischen Klinik und Poliklinik der Universität Leipzig. Seit nunmehr zehn Jahren kooperieren sie bei der Behandlung von Sportverletzungen und forschen gemeinsam.

„Verletzungen gehören dazu“

Ist Sport gesund oder gefährlich?

Wie lange liegt Ihre letzte Sportverletzung zurück?

Busse: Im Dezember habe ich mir beim Skifahren eine Fraktur an der Schulter zugezogen. Auf der vereisten Piste habe ich mich mit der Kante verheddert und bin gestürzt.

Thomas: Ich kann mich gar nicht richtig erinnern, es ist lange her, da hatte ich einen Motorradunfall.

Verletzungen beim Skifahren gehören im Winter wahrscheinlich zu Ihrem Alltagsgeschäft als Mediziner.

Busse: Natürlich sind das die typischen Verletzungen im Freizeitsport, ähnlich häufig wie Verletzungen beim Fußball. Als man früher noch relativ lockere und sehr niedrige Skistiefel hatte, war es primär das Sprunggelenk, das verletzt war. Später gab es sehr hohe Skistiefel, die die Kraftentwicklung nach oben verlagerten, da wurden dann häufig Schienbein und Knie in Mitleidenschaft gezogen. Jetzt haben sich die Schuhe wieder verändert in ihrer Charakteristik, sie sind weicher geworden, da gibt es zum Teil wieder tiefer liegende Verletzungen. Ein Dauerbrenner bleibt aber doch die Knieverletzung, verursacht durch eine falsche Einstellung der Skibindung.

Nun ist der Winter vorbei – welche Verletzungen stehen jetzt an?

Busse: Beim Fußballspielen sind Armverletzungen sehr häufig, entstanden beim Abfangen eines Sturzes, also Hand-, Unterarm-, Ellbogen- und Schulterverletzungen. Hinzu kommen die typischen Fußballverletzungen, die von der Fixierung der Stollen im Boden herrühren. Man muss sich beim Fußball ja häufig auf der Stelle drehen – das führt besonders bei gebeugtem Knie und fixiertem Fuß zu den typischen Meniskus- und Bandverletzungen ...

Thomas: ... mit denen die Patienten dann häufig bei mir landen. Die Knie und die Schultern sind die Bereiche, wo die meisten Verletzungen vorkommen. Zu den Gelenkverletzungen wie Band- und Menis-

kusrissen kommen häufig Knorpelverletzungen. Das Gute ist, dass wir beide eine geschlossene Behandlungskette entwickelt haben und die auch wissenschaftlich evaluieren. Das heißt: Man beginnt mit einer Therapie, die Rehabilitation schließt sich an, dann wird das Ergebnis bewertet und die ganze Behandlungskette optimiert.

Können Sie ein Beispiel für diese Behandlungskette beschreiben?

Thomas: Nehmen wir die Schulterinstabilität. Das sind vorwiegend jüngere Patienten, die eine Luxation, also eine Verrenkung oder Auskugelung, ihres Schultergelenks erlebt haben. Wir führen eine klinische Untersuchung durch und klassifizieren die Verletzung. Dann folgt eine Ultraschall- oder Röntgenuntersuchung, in einigen Fällen eine Kernspintomografie. Anschließend kommt es zu einer konservativen Behandlung oder einer operativen Gelenkstabilisierung, gefolgt vom entsprechenden Rehabilitationsprogramm.

Busse: Das befasst sich zunächst mit der vorsichtigen Mobilisation des Gelenks. Dann gibt es unterstützende Belastungen und zunehmend dann auch aktive Belastungen. Es geht um einen stetigen Aufbau der Art der Bewegung, des Bewegungsumfangs und der Intensität der Belastung, immer wieder auch unterbrochen durch Regenerationsphasen.

Viele Verletzungen können bei entsprechender Ruhe und Rehabilitation gut ausheilen. Leistungssportler haben aber keine Zeit für Ruhe. Gerade Fußballer stehen oft nach wenigen Tagen oder Wochen wieder auf dem Platz. Kevin Holland vom VfL Wolfsburg wartete kürzlich überhaupt nicht, sondern spielte mit beidseitigem Leistenbruch und einer Schambeinentzündung. Wie geht das?

Busse: Leistungssportler sind auf einen sehr beschleunigten Gewebeumsatz eingestellt. Sie trainieren, und das Charakteristikum des Trainings besteht darin, dass ich einen Abbaureiz setze und von einem über-

kompensierenden Aufbaureiz profitiere. Die Regenerationsfähigkeit bei Hochleistungssportlern ist enorm und eben viel besser als bei nicht Trainierenden.

Auch kann ein Leistungssportler zum Beispiel nach einem Riss des vorderen Kreuzbandes erst mal weiterhin Sport treiben, wenn er das Knie eine gewisse Zeit ruhig stellt, kühlt und vorsichtig reaktiviert. Gerade bei einem sehr muskelstarken Menschen wird das Knie ja durch die Muskeln stabilisiert. Dann kann man das Knie oft wieder belasten, der Sportler ist relativ leistungsfähig. Wie es dem Knie allerdings in der Folge ergeht, muss man sehen. Das ist dem Sportler oder seinem Verein dann vielleicht in manchen Situationen egal. Den Folgeschaden plant man da praktisch mit ein. Wenn man sich ehemalige Fußballspieler anschaut, dann sind die zum Teil in einem katastrophalen Gesamtzustand. Kampfsportler wie Judoka haben später im hohen Prozentsatz erhebliche chronische Ellbogen- und Schultergelenksverletzungen. Es gibt Judoka, die nicht mehr in der Lage sind, ihren Arm vollständig zu strecken. Ein Schaden, der nicht komplett ausheilt, wird am Ende nur noch größer. Und die schnelle Wunderheilung gibt es nicht.

Nicht zuletzt ist das Ganze im Einzelfall u. U. auch ein klein wenig eine Frage der Selbstdarstellung des jeweils behandelnden Sportmediziners. Die Verletzung wird dann gerne mal als gravierender dargestellt als sie ist, und in der Folge „heilt“ sie besonders schnell. Da spricht man vielleicht von einem schweren Muskelfaserriss und genau genommen ist es lediglich eine geringe Einblutung.

Und was wir dazu noch aus eigenen Untersuchungen wissen: Natürlich hängt der Heilungserfolg besonders auch vom Engagement der Therapeuten und der Patienten ab. Leistungssportler gehen da engagierter an die Sache heran.

Bedenkt man die vielen möglichen Verletzungen, kommen einem mitunter Zweifel, ob Sport wirklich gesund ist. Vielleicht ist er es, nur sind die Sportler zu dumm, um ihn verletzungsfrei zu betreiben?

Busse: Das würde ich nicht sagen. Es ist immer die Frage des Verhältnisses zwischen den physiologischen Belastungen, die sich ein Mensch aktuell zumuten kann, und denen, die eine bestimmte Sportart erfordert. Das darf nicht in einem krassen Missverhältnis stehen. Ein einfaches Beispiel: Eine 55-Jährige mit einem vielleicht nicht mehr so guten Bindegewebe und ei-

ner verringerten Koordinationsfähigkeit möchte mit einem einfachen Ausdauertraining beginnen. Sie kauft sich einen Stepper, beginnt eifrig zu trainieren, und es kommt z. B. zu folgenden Problemen: Die Ferse wird zur Gleichgewichtseinstellung sehr stark angehoben, es kommt zu erheblichen Belastungsspitzen; die zu großen Schritte führen zu einer starken Hüftkipfung; Kniegelenk, Hüftgelenk und Wirbelsäule werden so stark belastet. Nach zwei Tagen hat sie Schmerzen, vielleicht bereits eine Entzündung der Achillessehne. Der grundsätzlich gute Ansatz hat so dazu geführt, dass selbst eine eigentlich banale sportliche Belastung zu Folgeproblemen und natürlich der allgemeinen Schlussfolgerung führt: „Sport ist schlecht, besser ich mache gar nichts“.

Fehlende Beratung würde ich hier als wunden Punkt nennen. Die Frau müsste die Maßnahme zunächst so vorsichtig angehen, dass man sie gar nicht mehr als „Sport“ bezeichnen würde. Die Menschen können ihre eigenen Defizite und ihr eigenes Potenzial oft nicht einschätzen. Dies zu lernen ist aber die beste Prävention, die es gibt. Das gilt übrigens genauso für die beliebten Freizeitsportarten wie Ski, Snowboard und Fußball.

Die allgemeine Regel lautet: Am Anfang kann man es gar nicht moderat genug angehen, die Steigerung kommt von selbst. Dass grundsätzlich auch Verletzungen resultieren können, ist Teil des Sports und letztlich hinzunehmen. Davon abgesehen sollte man sich zu seiner Sparteignung in einem universitären sportmedizinischen Zentrum beraten lassen. Sollte sich dann jemand nach 20 Jahren Abstinenz entschließen, wieder Fußball zu spielen, dann sage ich: Gut, warum nicht, aber unter Umständen frühestens in einem Jahr. Da muss erst mal eine umfangreiche Untersuchung gemacht werden und dann muss eine Vorbereitungsphase vorgeschaltet werden. Vielleicht muss aber auch eine Alternative empfohlen werden. Darüber ist erst nach Untersuchung des gesamten Herzkreislaufsystems und des Bewegungsapparates zu urteilen. Vor allem müssen die sportartspezifischen Belastungen und ihre möglichen Probleme in eine Empfehlung einbezogen werden. Dies ist sehr komplex, und dazu sind derzeit nur besonders spezialisierte sportmedizinische Ambulanzen in der Lage.

Herr Dr. Thomas, was sagen Sie aus Ihrer Sicht als Orthopäde dazu? Wahrscheinlich müssen Sie Patienten mitun-



**... und Michael Thomas.
Fotos: Dietmar Fischer**

ter die schlechte Nachricht mitteilen, dass für sie ab sofort bestimmte Sportarten tabu sind.

Thomas: Natürlich muss man die Patienten darauf hinweisen, wenn bestimmte Verletzungsgefahren erhöht sind, wenn Folgeverletzungen drohen, die dann umso schlimmer sein könnten. Nur weil jemand zum Beispiel ein künstliches Gelenk hat, ist für ihn Sport nicht ausgeschlossen. Aber natürlich sind einige Sportarten tabu. Zum Beispiel ist eine Kniegelenksendoprothese nicht mit einer Kampfsportart vereinbar.

Welches ist denn die gesündeste, oder besser die verletzungsärmste Sportart?

Thomas: Schach!

Busse: Stimmt. Und Bahnengolf.

Interview: Carsten Heckmann

„Bewegte Schule“

Körperliche Aktivität unterstützt das Lernen

Von Prof. Dr. Christina Müller, Sportwissenschaftliche Fakultät, Fachgebiet Schulsport

Schule, besonders Grundschule, ist zweifellos in Bewegung gekommen – und dies durchaus in doppelter Bedeutung. Dem Bewegungsleben von Kindern und Jugendlichen ist ein viel höherer Stellenwert als bisher einzuräumen, denn sie brauchen die Bewegung, um sich in ihrer Gesamtpersönlichkeit harmonisch entwickeln zu können. Durch Bewegung nehmen die Heranwachsenden ihre Umwelt differenzierter wahr und sammeln vielfältige Erfahrungen. Bewegung unterstützt das kognitive Lernen. Bewegungssituationen bieten für Schülergruppen vielfältige soziale Lernmöglichkeiten, bei denen die Wechselseitigkeit von Geben und Nehmen ausgewogen realisiert wird.

Des Weiteren besteht ein Zusammenhang zwischen als befriedigend erfahrenen Bewegungshandlungen und positivem emotionalen Erleben. Bewegung kann einmal aktivieren, hat aber auch eine beruhigende und stressabbauende Wirkung. Dadurch werden Gesundheit und Wohlbefinden gefördert. Bewegung ist eine Voraussetzung für die motorische und gesunde körperliche Entwicklung. Durch Bewegungssicherheit kann die Unfallhäufigkeit gesenkt werden. Die Erprobung von Bewegungsabläufen, eine realistische Selbsteinschätzung und das Erleben eigenen Könnens, aber auch eigener Grenzen, tragen wesentlich zu einer befriedigenden Selbsterfahrung bei.

Heranwachsende haben aber zu wenig Bewegung, denn sie sind in Abhängigkeit von ihren individuellen Bedingungen von einer zunehmend von Bewegungseinschränkun-

gen charakterisierten Welt umgeben. Der Zustand dauernder Bewegungsunterdrückung wird noch verstärkt durch einen den Schulalltag häufig bestimmenden typischen „Sitzunterricht“. Folgen sind zunehmende gesundheitliche Schwächen und Schäden (Haltungsschwächen u. a.), Konzentrationsschwächen, Auffälligkeiten im Arbeits- und Sozialverhalten, erhöhte Aggressivität, eingeschränkte Leistungsfähigkeit, Unfallhäufigkeiten u. a.

Seit 2000 wird in einer Forschungsgruppe an der Sportwissenschaftlichen Fakultät, Fachgebiet Schulsport in Kooperation mit der TU Dresden und der Unfallkasse Sachsen ein pädagogisches Konzept zur Ausgestaltung des „Hauses“ der „Bewegten Schule“ (s. Abbildung) entwickelt und mit Versuchsschulen erprobt, weitergeschrieben sowie wissenschaftlich begleitet. In gemeinsamer Arbeit mit Studierenden und bei Unterstützung durch die Fachdidaktiker unterschiedlicher Fächer entstanden in den vergangenen Jahren Karteikartensammlungen für das bewegte Lernen.

Es werden Möglichkeiten aufgezeigt, wie in den einzelnen Fächern die Informationsaufnahme durch Einbeziehung des kinästhetischen Analysators („Bewegungssinn“) erweitert werden kann, so z. B. im Physikunterricht durch das Wahrnehmen der Wirkung von Kräften mit dem eigenen Körper oder durch das Begreifen des Hebelgesetzes mittels Körperbewegung. Des Weiteren kann die Informationsverarbeitung optimiert werden, z. B. durch das Lösen von Aufgaben oder das Festigen von Sachwissen verbunden mit Gehen im Raum, dem Wechseln der Plätze u. Ä. Die Ergebnisse von Längsschnittstudien (Klassen 1 bis 4 sowie 5 bis 9) zeigen, dass durch mehr Bewegung im gesamten Schul-

alltag vor allem Determinanten der Schulleistung und damit der Prozess des Lernens beeinflusst werden können, so z. B. Konzentrationsfähigkeit, Sozialverhalten, aktuelle Befindlichkeiten, Schul- und Lernfreude, soziales Klima, Lehrer-Schüler-Verhältnis, Arbeitsfreude der Lehrer u. a. Den Schwerpunkt in den nächsten Jahren bildet die Implementation des Konzeptes in Sachsen und darüber hinaus. Zielstellung ist, die Verbreitung des Konzeptes zu unterstützen – vom Kindergarten bis zur Berufsausbildung. Dabei gilt es auch den Fragen nachzugehen, wie alle Lehramtsstudenten an der Universität Leipzig noch besser auf die Gestaltung eines bewegten Schulalltages vorbereitet werden können und ob Formen des bewegten Lernens, ob Entspannungsphasen u. a. nicht auch Seminare und das Selbststudium unserer Studenten bereichern können.

Literaturtipps

Weitere Informationen zu Zielen und Inhalten einzelner Bereiche des Projekts „Bewegte Schule“ sowie zu den Untersuchungsergebnissen in:

Müller, Chr. (2003). Bewegte Grundschule.
Müller, Chr. & Petzold, R. (2006). Bewegte Schule.

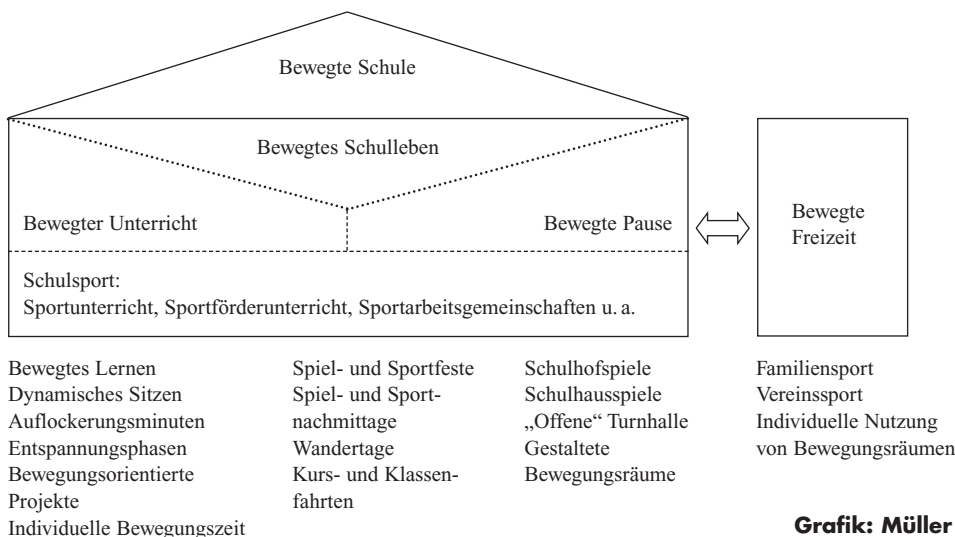
Leipziger Sportwissenschaftliche Beiträge Heft 1/2006.

Karteikartensammlungen zum bewegten Lernen:

Klassen 1 bis 4: Mathematik, Deutsch, Sachunterricht, Ethik, Kunst, Englisch

Klassen 5 bis 10/12: Mathematik, Deutsch, Biologie, Physik, Geografie, Geschichte, Gemeinschaftskunde, Fremdsprachen (am Beispiel Englisch) Evangelische Religion, Ethik, Kunst, Musik

Alles erschienen beim Academia-Verlag St. Augustin.



Grafik: Müller



Frauen favorisieren gesünderen Sport

Bewegungsangebote müssen im Einklang mit dem Selbstbild stehen

Von Prof. Dr. Dorothee Alfermann und Ines Pfeffer,
Institut für Sportpsychologie und Sportpädagogik

Aktuelle Studien zur sportlichen Aktivität belegen, dass Frauen im gleichen Maße sportlich aktiv sind wie Männer. Bei genauerem Hinsehen wird allerdings deutlich, dass große Geschlechtsunterschiede in den Beweggründen und damit in der Sportartenwahl bestehen. Bei Männern steht das Erbringen sportlicher Leistung und Leistungsvergleich im Vordergrund. Frauen wollen ihr Aussehen verbessern, das Wohlbefinden steigern und ihren eigenen Körper erleben. Sie wählen aus diesen Gründen bereits im Kindesalter eher ästhetisch-kompositorische Sportarten wie Turnen oder Gymnastik. Männer dagegen interessieren sich überwiegend für kampf- und wettbewerbsbetonten Sport wie Fußball oder Handball, der ein hohes Verletzungsrisiko in sich birgt. Zwar tritt das Gesundheitsmotiv mit zunehmendem Alter auch bei Männern in den Vordergrund, die Leistungsorientierung liegt aber im höheren Erwachsenenalter immer noch über der von Frauen.

Gesundheitsorientierte Sportangebote werden in den letzten Jahren immer populärer. Dabei sollen Ziele wie die Stärkung physischer und psychosozialer Ressourcen, die Prävention von Risikofaktoren und die Bewältigung von Beschwerden und Missbefinden erreicht werden. Eine dauerhafte Bindung an gesundheitssportliches Verhalten steht dabei im Mittelpunkt. Es zeigt sich aber, dass Frauen präventive Angebote sehr viel häufiger in Anspruch nehmen als Männer. In gesundheitsbetonten Sportkursen ist im günstigsten Fall mit einem Geschlechterverhältnis von 2:1 zu rechnen. Der gesundheitliche Nutzen einer langfristig realisierten körperlichen Aktivi-

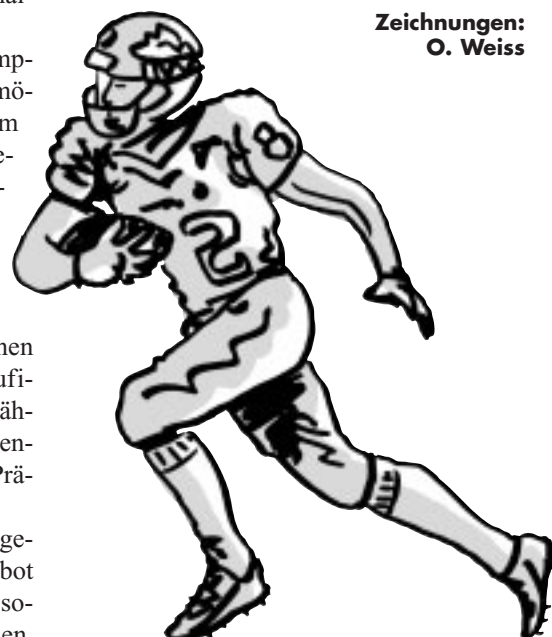
tät ist aber gleichermaßen für Männer wie für Frauen belegt.

Das mangelnde Interesse von Männern an Gesundheitsprogrammen wird häufig bemängelt. Auf der anderen Seite fühlen sie sich durch solche Angebote oft nicht angesprochen. Das unterschiedliche Verhalten von Männern und Frauen kann überzeugend durch klassische Geschlechterrollen und bestehende Stereotype erklärt werden. Frauen gelten in der Regel als gefühlbetont, fürsorglich und auf ihr Äußeres bedacht. Sie orientieren sich verstärkt am Schlankeitsideal und legen größeren Wert auf ihre Gesundheit. Sie wählen somit schon von sich aus eher gesundheitsorientierte Sportarten. Ein maskulines Selbstbild (stark, dominant, aggressiv) dagegen passt weniger zu einem gesundheitsorientierten als vielmehr zu riskantem Verhalten.

Daher stehen Sportarten bei denen Kampfeswille, Mut und Durchsetzungsvermögen gefragt sind, bei Männern hoch im Kurs. Die Entwicklung, Implementierung und Evaluierung geschlechtersensibler präventiver Gesundheitssportprogramme stellt somit eine Herausforderung für die Zukunft dar, will man Männer mit gesundheitsorientiertem Sport in gleichem Maße ansprechen wie Frauen. Aber auch wenn Frauen häufiger gesundheitsorientierte Sportarten wählen, bedeutet dies nicht, dass die bestehenden Angebote ihren Bedürfnissen und Präferenzen angepasst sind.

Wie kann aber ein bedürfnisgerechtes gesundheitsorientiertes Bewegungsangebot für Männer und Frauen aussehen? Um sowohl Männer als auch Frauen zu erreichen,

müssen die Sportangebote im Einklang mit den jeweiligen Zielen und dem entsprechenden Selbstbild stehen. Angebote mit dem Etikett „gesundheitsorientiert“ oder „präventiv“ werden in der Regel von Männern kaum wahrgenommen. Es gilt Benennungen zu wählen, die dem männlichen Sportverständnis entgegenkommen, wie Fitness- oder Krafttraining. Frauen sollten Angebote unterbreitet werden, die in erster Linie das Wohlbefinden fördern, das Körperbild günstig beeinflussen und das Gefühl von sozialer Einbindung vermitteln. Nur durch geschlechtersensible Sportprogramme, die auf die Bedürfnisse von Männern und Frauen abgestimmt sind, kann das zentrale Ziel der langfristigen Bindung an eine gesundheitssportliche Aktivität realisiert werden.



Zeichnungen:
O. Weiss

König für einen Augenblick

Wie Sportstudent Oliver Kraas überraschend im olympischen Rampenlicht stand

Von Andreas Einbock



Oliver Kraas vor einem seiner Starts bei den Olympischen Winterspielen.

Foto: Peter Pilz

Das Feiern und Tanzen mit dem amerikanischen Skiabfahrtsstar Bode Miller, das Capuccino-Trinken mit Österreichs Pisten-Ass Hermann Maier oder das Gruppenfoto mit Deutschlands NOK-Chef Klaus Steinbach – für Oliver Kraas waren das unvergessliche Momente. Doch bei seinen ersten Olympischen Winterspielen wollte der Diplom-Sportstudent aus Leipzig, der aufgrund seiner doppelten Staatsbürgerschaft lieber für Südafrika an den Start ging, auch in der Langlaufloipe eine gute Figur machen. Nach intensiven Vorbereitungen mit seinem Lauftrainer Gunnar Geuss vom

Leichtathletik-Zentrum und Läufen am Fockeberg hatte er sich für Olympia viel vorgenommen. Doch dann kam alles anders.

Bevor er sich ins erste Rennen über 15 Kilometer stürzen konnte, brach ihm kurz vor dem Start der Ski. Mit Ersatzskiern und falschem Wachs ausgestattet, stieg er bei weicher werdendem Schnee nach knapp zehn Kilometern entnervt aus. Auch in seiner Paradedisziplin, dem Sprint über 1,5 Kilometer, lief es nicht besser „Insgeheim wollte ich da unter die Top 30 laufen“, sagt Kraas. Es wurde der 57. Platz.

„Wir haben im eigenen Verband aber auch einige Fehler gemacht“, bemängelt der 30-Jährige beispielsweise die Übernachtungen im 2000 Meter hoch gelegenen Sestriere. Die Profiteams aus Schweden, Norwegen und Deutschland leisteten sich stattdessen eigene Unterkünfte neben den Rennstrecken.

Abgesehen von den 500 Metern Höhenunterschied zur Rennstrecke und dem schlechten Essen hatten die Tage im Olympischen Dorf aber auch ihre Vorteile. So lernte Kraas Philip Boit aus Kenia kennen, der im Nachbarzimmer wohnte. Mit dem

schwarzafrikanischen Star-Exoten, der inzwischen mehr Autogramme als die Medaillengewinner gibt, schloss er Freundschaft: „Im Sommer werde ich ihn mal besuchen.“

Kraas' große Stunde schlug dann ausgerechnet am Abschlussstag der Winterspiele. Denn als im 50-Kilometer-Massenstartrennen der „König der Spiele“ gekrönt wurde, setzten ihm die Fernsehcameras die Krone auf. Bei Kilometer 30 lief er als Erster ins Stadion. Die Bilder von Kraas' Stockeinsatz gingen sofort um die Welt. Kurz darauf bemerkten die Verantwortlichen ihr Malheur. Noch vor der Übertreibung wiesen die Fernsehveranstalter die Wettkampf-Kommissare an, ihn aus dem Rennen zu nehmen. „200 Meter weiter wäre ich links abgebogen und hätte weiterlaufen können“, kommentiert er noch immer sichtlich frustriert die kurzfristig vorgenommene Regeländerung.

Über die anderen Fernsehberichte war er wesentlich glücklicher. Reihenweise durfte er südafrikanischen, japanischen, australischen und deutschen Reportern von ARD und ZDF seine kuriose Geschichte erzählen. Wie das ist, als Bayer, der in Holzkirchen aufwuchs und jetzt in Leipzig studiert, für Südafrika Ski zu fahren: „Wenigstens auf diesem Gebiet waren die Tage in Pragelato ein voller Erfolg.“

Nach einem kurzen Zwischenstopp in Leipzig ging es gleich weiter nach Skandinavien. Aber auch die Sprintrennen im schwedischen Borlänge und norwegischen Drammen brachten nicht die gewünschten Erfolge. Zudem plagte ihn auch noch eine Bronchitis, die ihm die abschließenden Saisonstarts im Bayrischen Wald unmöglich machten.

Jetzt ist er wieder in seiner Wahlheimat an der Pleiße gelandet. Hier widmet er sich „den angenehmen Dingen“: seinem Fitness-Trainerjob im „LE Gym“ und seiner Diplomarbeit. Mit voller Kraft muss er diese nun im zweiten Anlauf schaffen, womit die Problematik der Vereinbarkeit von Studium und Spitzensport deutlich wird. „Im Gegensatz zu meinem Trainingspartner Bevan Ferreira, der als Doktorand in Kanada gleich mal ein Freisemester zur Vorbereitung bekam, gestaltet sich das in Deutschland recht schwierig.“

So blickt Kraas auch auf die im März verabschiedete Kooperationsvereinbarung zur Förderung von Spitzensportlern an der Leipziger Universität erwartungsvoll, aber skeptisch: „Ich glaube nicht, dass da ein Wort zu ausländischen Studenten steht.“

Neue Vereinbarung zu Studium und Spitzensport unterzeichnet

Anfang März wurde an der Universität eine Kooperationsvereinbarung zur Förderung studierender Spitzensportler unterzeichnet, die gegenüber ihrer Vorgängerin von 2000 einige wichtige Verbesserungen enthält. So benennt die Universität jetzt einen Verantwortlichen für den Spitzensport – Prof. Dr. Jürgen Dietze von der Sportwissenschaftlichen Fakultät –, der künftig der Ansprechpartner der ausgewählten Spitzensportler ist und in Konfliktfällen als Clearingstelle entscheidet. Zum zweiten stellt die Universität den Athleten persönliche Mentoren aus den Fakultäten für die individuelle Studienplanung bereit.

Die Vereinbarung wurde zwischen der Universität Leipzig, dem Olympiastützpunkt Leipzig, dem Studentenwerk Leipzig und dem Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverband geschlossen und von den jeweiligen Leitern Prof. Franz Häuser, Dr. Winfried Nowack, Frank Kießling und Olaf Tabor unterzeichnet. Von ihr betroffen sind gegenwärtig 21 Spitzensportler des A-, B- und C-Kaders, darunter Weltmeister und Olympiamedaillengewinnerinnen im Judo und Schwimmen. Die Athleten kommen aus den Sportarten Judo (4), Kanu-Rennsport, Handball (3), Leichtathletik, Schwimmen (4), Ringen (3), Orientierungslauf (2), Rudern, Schießen und Radsport. Studienfächer sind v. a. Sportwissenschaft, Medizin, Lehramtsfächer, aber auch Wirtschaftsmathematik, Religionswissenschaft, Pharmazie und Geschichte. Des weiteren sind sechs Studierende in den Sportarten Turnen, Handball und Volleyball in der 1. Bundesliga aktiv.

Übereinstimmender Tenor der zur Vertragsunterzeichnung anwesenden Fachleute und Aktiven des Spitzensports, darunter der Langstreckenschwimmer Toni Franz und die Schwimmerin Janina-Kristin Götz: Die neue Vereinbarung wird dazu beitragen, dass sich spitzensportliches Engagement und akademische Ausbildung noch besser vereinbaren lassen. Rektor Häuser bekannte sich nachdrücklich zur Verantwortung der Universität für eine konkrete individuelle Unterstützung der vom Olympiastützpunkt vorgeschlagenen Sportler. Im Kern geht es darum, den Studien-, Praktika- und Prüfungsplan so zu flexibilisieren, dass er mit dem Trainings- und Wettkampfplan in Übereinstimmung gebracht werden kann. Für die Teilnahme an Europa- und Weltmeisterschaften sowie Olympischen Spielen können auch zusätzliche Semester eingeführt werden. Auch sollen leistungssportliche Aktivitäten von Studienbewerbern für Fächer mit örtlichem NC bei der Selbstauswahl durch die Universität berücksichtigt werden.

Die Universität Leipzig als Partnerhochschule des Spitzensports erhielt vom Generalsekretär des Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverbandes, Olaf Tabor, Anerkennung für ihr seit längerem praktiziertes engagiertes, eben gerade nicht gleichgültiges Verhalten gegenüber den durch Studium und Sport immens beanspruchten Athleten. Gleichwohl waren sich alle einig, dass hier mit klaren Regelungen nur günstige Rahmenbedingungen geschaffen werden, die jetzt von beiden Seiten mit Leben erfüllt werden müssen. *V. S.*



Die Vertragspartner Frank Kießling, Dr. Winfried Nowack, Prof. Dr. Franz Häuser und Olaf Tabor (v. l.).
Foto: Armin Kühne

PR-Studierende gestalten Werbeplakate

Das „familienfreundliche Leipzig“ wird zusammengepuzzelt, das Sportgetränk wird zum Staffelfstab – mit diesen Werbeplakat-Ideen setzten sich zwei studentische Gruppen in einem Seminar-internen Wettbewerb durch und konnten ihre Motive zu Jahresanfang auf rund 200 Großflächen in Leipzig wiederfinden.

So sah es aus, das öffentlichkeitswirksame Ergebnis eines Projektes des Lehrstuhls für Öffentlichkeitsarbeit/PR. Für das Projektseminar „Einführung in die Grundlagen der Out-of-home-Medien“ kooperierte Lehrstuhlinhaber Prof. Dr. Günther Bentele mit Deutschlands Marktführer für diese Außenwerbungsmedien, der Ströer-Gruppe, deren Fachleute den Studierenden die Grundlagen vermittelten. Anschlie-

ßend hatten die Teilnehmer die Möglichkeit, das Gelernte umzusetzen, indem sie Plakatkampagnen für die Stadt Leipzig und den Mineralwasserhersteller Lichtenauer gestalteten. Die im Seminar gegründeten studentischen Werbeagenturen konkurrierten dabei miteinander und stellten ihre Konzepte wie in der Praxis in einem sogenannten „Pitch“ vor.

„Unsere Ausbildung weist grundsätzlich einen starken Praxisbezug auf – dieses Seminar stellt dabei ein kleines Juwel dar“, zeigte sich Professor Bentele hochzufrieden über den neuen Weg der Wissensvermittlung. Nicht minder begeistert waren die Studierenden: „In dieser Form kreativ tätig sein zu dürfen, macht einfach Spaß. Und wir wurden von Anfang an sehr gut betreut,

man hatte sofort das Gefühl, dass man etwas lernen kann“, sagte Jana Umbreit. Die beteiligten Unternehmen waren voll des Lobes für die Studierenden. „Respekt für ihre Herangehensweise. Sie haben die Sache sehr ernst genommen und einen positiven Leidensdruck entwickelt“, so Ralf Sippel, Lichtenauer-Marketingleiter.

Nach dem Erfolg im Wintersemester wird das Seminar jetzt erneut angeboten. Günther Bentele ist von der Notwendigkeit überzeugt: „Ein angehender Kommunikationswissenschaftler, der nicht solche Dinge lernen würde, die man in diesem Seminar lernt, würde schlecht ausgebildet.“ C. H.

Weitere Informationen im Internet: www.uni-out-of-home.de



Die Siegerplakate im Leipziger Stadtbild.



Fotos: Lehrstuhl Öffentlichkeitsarbeit/PR

Neues Buch mit Aufsätzen von Studierenden

Studierende schreiben eigentlich keine wissenschaftlichen Bücher. Doch im neuen Sonderband des „Leipziger Kalenders 2006“ werden Aufsätze von Studierenden unter dem Titel „Industriekultur – Stadtentwicklung – soziale Milieus. Leipzig im 19. und 20. Jahrhundert“ veröffentlicht. Die Grundlage dieser Publikation bildet ein von Prof. Thomas Topfstedt (Institut für Kunstgeschichte) und Prof. Hartmut Zwahr (Historisches Seminar) im Wintersemester 1996/97 durchgeführtes interdisziplinäres Hauptseminar, dessen Referate durch eine seinerzeit von Jana und Peter Männig koordinierte studentische Arbeitsgemeinschaft weiter bearbeitet und für den Druck vorbereitet worden sind.

In insgesamt 16 Beiträgen wird an ausgewählten Fragestellungen und Fallbeispie-

len dargestellt, wie sich die Industrialisierung auf Leipzig im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert auswirkte und welche Folgen sie für die urbane und soziale Entwicklung der Stadt gehabt hat. Leipzig erlangte zu dieser Zeit nicht nur als Messestandort, sondern auch als Industriestadt herausragende Bedeutung.

Für die Herausbildung Leipzigs als Großstadt im 19. Jahrhundert waren neben der Ausweitung des Stadtgebiets auch leistungsfähige Verkehrssysteme und stadttechnische Versorgungsanlagen wichtig. Somit reicht die moderne städtische Infrastruktur, wie sie täglich von allen Leipzigern in Anspruch genommen wird, in ihren Anfängen bis ins 19. Jahrhundert zurück. Sie war eine fundamentale Voraussetzung für den Aufschwung der Wirtschaft, der

sich ab 1870 voll entfaltete und bis zum Ersten Weltkrieg seine ein eigentliche Blütezeit erlebte. Im Hinblick auf die Zahl der industriellen Großunternehmen nahm Leipzig damals unter den deutschen Städten den zweiten Platz ein und wurde nur von Berlin übertroffen. Seine Einwohnerzahl betrug im Jahr 1913 über 600 000.

Dies hatte nicht nur gravierende bauliche Folgen, sondern wirkte sich auch tiefgreifend auf die Ausprägung unterschiedlicher sozialer Milieus aus. J. H.

Thomas Topfstedt und Hartmut Zwahr (Hrsg.), unter Mitarbeit von Jana und Peter Männig: Industriekultur – Stadtentwicklung – soziale Milieus. Leipzig im 19. und 20. Jahrhundert. Universitätsverlag Leipzig 2006

Vorgestellt wird das Buch am 20. April um 18:30 Uhr im Stadtarchiv, Torgauer Straße 74.

NEU SEIT 9. MÄRZ 2006

Bücher und mehr ...

■ Die ganze Welt der Wissenschaft auf 1000m²

Geistes- und Sozialwissenschaften
Recht, Wirtschaft und Steuern
Human-, Zahn- und Veterenärmedizin, Psychologie
Informatik und Technik
Architektur und Bauwesen

■ Unser Service für Sie

Computerarbeitsplätze, drahtlos Surfen,
Arbeitstische, Lesecken, thematische Newsletter,
portofreie Lieferung innerhalb Deutschlands,
Lehmanns Kreditkarte, Lesungen und Fachvorträge
und vieles vieles mehr

LEHMANNS
BUCHHANDLUNG



Grimmische Straße 10 / Ecke Universitätsstraße · 04109 Leipzig

Tel. 0341-33975000 · Fax 0341-339750199 · leipzig@lehmanns.de · www.lob.de

Öffnungszeiten: Mo – Sa 9 bis 20 Uhr

Werner Johann Kleemann verstorben Großer Verlust für Rechtsmedizin



Am 22. Februar 2006 verstarb Professor Dr. Werner Johann Kleemann, Ordinarius für Rechtsmedizin und Direktor des Institutes für Rechtsmedizin an der Medizinischen Fakultät der Universität Leipzig.

Professor Dr. Werner Johann Kleemann wurde am 17. 04. 1953 in Ihrhove geboren. Nach einer Ausbildung als Kaufmann im Groß- und Außenhandel legte er 1977 das Abitur ab und nahm 1979 das Studium der Humanmedizin an der Medizinischen Hochschule Hannover auf, das er 1985 abschloss. Im gleichen Jahr erhielt er die Approbation.

1985 begann er seine berufliche Tätigkeit am Institut für Rechtsmedizin der Medizinischen Hochschule Hannover als wissenschaftlicher Mitarbeiter. 1986 promovierte er in der Abteilung Sport- und Arbeitsphysiologie im Zentrum Physiologie der MHH zum Thema: „Die Hämoglobin-Sauerstoff-Affinität bei Patienten mit arterieller Verschlusskrankheit der Beine“. Nach Absolvierung der Ausbildungsabschnitte klinische Psychiatrie und Pathologie in den Jahren 1990 und 1991 erfolgte 1992 die Ernennung zum Oberarzt. Im gleichen Jahr erwarb er die Anerkennung als Facharzt für Rechtsmedizin. 1996 habilitierte er sich zum Thema: „Der plötzliche Kindstod“. 1996 erhielt er den Ruf auf eine C3-Professur am Institut für Rechtsmedizin der Universität Hamburg, den er aber nicht annahm. 1997 stand er primo loco im Berufungsverfahren zur C4-Professur am Institut für Rechtsmedizin der Universität Kiel. Das Verfahren wurde von der Fakultät nicht zu Ende geführt. Im Wintersemester 1998/99 übernahm er die Funktion als Lehrbeauftragter an der Philipps-Universität in Marburg.

Am 19. März 2000 erhielt er den Ruf auf

die C4-Professur am Institut für Rechtsmedizin der Universität Leipzig. Die Ernennung zum außerplanmäßigen Professor an der MHH erfolgte drei Tage später. Sein Dienstantritt am Leipziger Institut erfolgte am 12. 10. 2000.

Das wissenschaftliche Werk widmet sich schwerpunktmäßig seit Beginn seiner Tätigkeit am Institut für Rechtsmedizin der MHH dem plötzlichen Kindstod, der Pathogenese, den epidemiologischen Aspekten sowie prä- und perinatalen Risikofaktoren. Die Ergebnisse dieser Forschung flossen in verschiedene Empfehlungen zur Prophylaxe des plötzlichen Kindstodes z. B. bezüglich Schlafhaltung und Schlafumgebung. Während seiner Tätigkeit am Leipziger Institut widmete er sich außerdem der Gewalt gegen Kinder. Seine ausgewiesene Fachkompetenz auf dem Gebiet des Münchhausen-Stellvertreter Syndroms war bei den Justiz-Behörden in ganz Deutschland hoch geschätzt.

Zahlreiche Mediziner promovierten unter seiner Anleitung. Während des leider viel zu kurzen Ordinariats führte er dennoch einen Mitarbeiter zur Habilitation. Prof. Werner Johann Kleemann war Mitglied zahlreicher nationaler und internationaler Fachgesellschaften und arbeitete in verschiedenen akademischen Gremien, z. B. Promotionskommission, Ethikkommission etc. Er organisierte zahlreiche Fachtagungen, z. B. den 17. Spuren-Workshop der Deutschen Gesellschaft für Rechtsmedizin oder die 77. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Rechtsmedizin. Außerdem richtete er den 23. Spurenworkshop der Deutschen Gesellschaft für Rechtsmedizin im Jahr 2003 bzw. die Jahrestagung der Gesellschaft der Sachverständigen für Abstammungsbegutachtungen 2004.

Trotz seiner schweren Erkrankung hat er sich in den Jahren seiner Tätigkeit mit all seiner Kraft für das Leipziger Institut eingesetzt, es zu einer nicht nur in Deutschland anerkannten Einrichtung geführt und viele Dinge begonnen, die er leider nicht mehr zu Ende führen konnte. Er war in dieser Zeit nicht nur für die Mitarbeiter immer ein Vorbild, sondern genoss Bewunderung der Kollegen aus dem In- und Ausland. Seine ehemaligen und heutigen Mitarbeiter werden ihn in dankbarer Erinnerung behalten und ihm ein ehrendes Andenken bewahren. *PD Dr. Rüdiger Lessig*

Germanistin Heide Eilert verstorben

Offen und engagiert

Am 5. Februar ist nach langer, schwerer Krankheit Prof. Dr. Heide Eilert in München verstorben. Heide Eilert hatte von 1961 bis 1968 an der Universität München die Fächer Germanistik, Anglistik, Romanistik und Philosophie studiert und sich nach Tätigkeiten in Münchner Verlagen, an der Universität Regensburg sowie am Luitpold-Gymnasium in München 1989 habilitiert. Nach verschiedenen Vertretungen in München und in Kassel war sie zum Sommersemester 1994 auf die Professur „Neueste deutsche Literatur“ an die Universität Leipzig berufen worden.

Mit viel Elan war sie nach Leipzig gekommen, um am Institut für Germanistik den Wissenschaftsschwerpunkt „Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts“ in Lehre und Forschung systematisch und anregend zu vertreten, dabei an Traditionen der Leipziger Germanistik anzuknüpfen und diese mit neuen Ideen fortzuführen. Bereits zu Beginn ihrer Tätigkeit organisierte sie eine Veranstaltungsreihe, in der sie namhafte Schriftsteller zu Lesungen, Diskussionen und Workshops einlud. Diese öffentlichen Poetik-Ringvorlesungen, die im Wintersemester 1994/95 begannen und über fünf Semester weitergeführt wurden, waren zunächst dem Thema „DDR-Literatur“ gewidmet. Später boten sie über dieses Thema hinaus den Autoren auch Gelegenheit, „in eigener Sache“ zu Wort zu kom-



men. Für die Vorlesungen konnten u. a. Volker Braun, Günter de Bruyn, Uwe Grüning, Christoph Hein, Wulf Kirsten und Guntram Vesper gewonnen werden.

In den rund zehn Jahren ihrer Lehrtätigkeit in Leipzig hat Heide Eilert den Magister- und Lehramtsstudenten ein interessantes und abwechslungsreiches Themenspektrum geboten. Ihre Vorlesungen und Seminare hatten großen Zulauf. Damit war immer auch ein hohes Pensum an Betreuung und Prüfungen verbunden. Blättert man noch einmal in den Vorlesungsverzeichnissen seit 1994 und betrachtet das von ihr unterbreitete Lehrangebot, wird deutlich, welche Lücken in der Zeit ihrer Krankheit zu beklagen waren.

Heide Eilert war sowohl in Forschung und Lehre als auch in die akademische Selbstverwaltung der Universität einbezogen. Sie war Mitglied im Institutsrat und gehörte drei Jahre lang zum Direktorium des Instituts, ein Jahr davon hat sie als Geschäftsführende Direktorin die Geschicke des Instituts gelenkt.

Gemeinsam mit den Kolleginnen Irmhild Barz, Ulla Fix und Marianne Schröder aus dem Bereich Germanistische Linguistik wollte Heide Eilert ab Band 3 als Mitherausgeberin der Reihe „Leipziger Skripten. Einführungs- und Übungsbücher“ fungieren. Diesen Band, „Rezeptionstheorie. Einführungs- und Arbeitsbuch“, verfasst von der Nachwuchswissenschaftlerin Tina Simon und erschienen 2003, hat sie noch persönlich begleiten können. Besonders für den wissenschaftlichen Nachwuchs war sie offen und gesprächsbereit, er erfuhr von ihr Bestätigung und Ermutigung.

Lange Krankheit und nachlassende Kräfte ließen zahlreiche Projekte – so die Betreuung von Dissertationen und die Konzentration der Magisterarbeiten auf Wissenschaftsschwerpunkte – in der Anfangs- und Aufbaustufe verharren. Vieles hätte sie gern noch auf den Weg gebracht, vieles musste unvollendet bleiben, vieles ungesagt. Welche Anstrengungen die letzten Arbeitswochen für sie bedeutet haben müssen, lässt sich nur erahnen.

Neben der wissenschaftlichen Leistung sind es vor allem persönliche Begegnungen und Bindungen, die die Erinnerung wach halten. Die Angehörigen und Studierenden des Instituts für Germanistik werden ihrer Kollegin und akademischen Lehrerin Heide Eilert ein ehrendes und freundliches Andenken bewahren.

*Dr. Hannelore Poethe,
Institut für Germanistik*



Eine Erinnerung an den Mathematiker Paul Günther

Beharrlich, kritisch, prägend

Wenn wir uns zum 1. April, seinem 10. Todestag, und am 7. Mai, an dem er 80 Jahre alt geworden wäre, in besonderem Maße an Paul Günther erinnern, hängt dies nicht nur mit unserer überkommenen Vorliebe für Gedenktage mit runder Jahreszahl zusammen. Wir würdigen und ehren unseren ehemaligen Lehrer, Kollegen und Freund als integre, auch in außermathematischen Fragen kompetente Persönlichkeit, die für das Mathematische Institut bzw. die Sektion Mathematik von prägendem Einfluss war.

Im Laufe von 64 Semestern hielt Professor Dr. Paul Günther in ungezählten Lehrveranstaltungen Vorlesungen zu fast allen Disziplinen der mathematischen Grundausbildung und zum weiteren Umfeld seiner Forschungstätigkeit. Er ist dabei – von fortschreitender Krankheit gezeichnet – bis an die Grenze seines Leistungsvermögens gegangen, manchmal wohl auch darüber hinaus. Sein Vortrag war meisterhaft: anspruchsvoll, von bestechender Klarheit, Eleganz und Genauigkeit. In einer solch anregenden Atmosphäre wissenschaftlich motivierter Arbeit entstanden viele Diplomarbeiten, Promotionen und Habilitationen, die er mit der ganzen Fülle seines Wissens förderte. In dem vierbändigen „Grundkurs Analysis“, den er mit drei jungen Kollegen 1974 veröffentlichte, ist seine Art und Weise der Wissensvermittlung deutlich erkennbar.

Paul Günther gehörte jener Generation von Hochschullehrern des Mathematischen Instituts an, die nach 1945 geprägt wurde von der wissenschaftlichen Kompetenz von Professoren wie E. Hölder, W. Schnee, B. Kockel, F. Hund u. a. In der sich spannungsreich entwickelnden Nachkriegsphase das akademische Leben zu erneuern und die Traditionslinien der Lehre und For-

schung fortzusetzen, war für diese nachrückende Wissenschaftlergeneration oft eine Frage der eigenen Integrität. Wenn wir uns an Paul Günther auch in diesem Sinne erinnern, ehren wir einen Gelehrten, der sich mit Realitätssinn in der ihm eigenen kritischen Distanz dieser Aufgabe gestellt hat, auch in der schwierigen Phase während der Zeit seines Direktorates 1969–1971.

Am mathematischen Institut promovierte er 1950 bei Ernst Hölder über das Huygens'sche Prinzip und habilitierte sich 1955. Dabei ging es um die Klärung der Frage, unter welchen Bedingungen an die Gravitation sich Wellen in einer gekrümmten Raum-Zeit-Welt diffusionsfrei ausbreiten, also Informationen störungsfrei übertragen. Seine Untersuchungen und die seiner Schüler strahlten auch auf andere Gebiete der geometrischen Analysis aus: Arbeiten zur Spektralgeometrie und konformen Geometrie sowie zu Mittelwertoperatoren usw. folgten. 1988 wurden wesentliche Teile dieser Forschungen in der Monographie „Huygen's Principle and Hyperbolic Equations“ zusammengefasst.

Oftmals begann oder endete unsere Arbeit bei ihm mit Gesprächen über Alltag, Politik, erreichte zuweilen Geschichte, Philosophie oder Musik. Unterhaltsam, vergnüglich oder lehrreich – sein kritischer Zeitgeist und Sachverstand waren immer Attribute seiner Gedankenwelt.

In der Geschichte des Mathematischen Instituts unserer Universität und jener der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina steht Paul Günther in würdiger Reihe mit bedeutenden Persönlichkeiten aus Mathematik und Naturwissenschaften.

*Dr. Martin Belger,
Prof. Dr. Friedbert Prüfer,
Mathematisches Institut*

Geburtstage

Theologische Fakultät

60. Geburtstag

Prof. Dr. Martin Petzoldt, Institut für Systematische Theologie, am 13. April

Sportwissenschaftliche Fakultät

65. Geburtstag

Peter Stüwe, Verwaltungsleiter Campus Jahnallee und Dekanatsrat der Sportwissenschaftlichen Fakultät, am 18. April

Medizinische Fakultät

60. Geburtstag

Prof. Dr. Elmar Brähler, Klinik und Poliklinik für Psychotherapie und Psychosomatische Medizin, Selbst. Abt. Med. Psychologie, am 3. März

65. Geburtstag

Prof. Dr. Derk Olthoff, Klinik und Poliklinik für Anästhesiologie und Intensivtherapie, am 17. März

70. Geburtstag

Prof. Dr. Helmut Willgerodt, Universitätskinderklinik, am 11. März

Prof. Dr. Jürgen Dietrich, Klinik und Poliklinik für Diagnostische Radiologie, am 1. April

85. Geburtstag

Prof. Dr. Lykke Aresin, Universitätsfrauenklinik, am 2. März

Prof. Dr. Werner Ries, Med. Klinik und Poliklinik I, am 20. März

Prof. Dr. Werner Otto, Med. Klinik und Poliklinik IV, am 6. April

Fakultät für Physik und Geowissenschaften

80. Geburtstag

Prof. Dr. Christian Kleint, Institut für Experimentelle Physik II, am 3. April

Fakultät für Chemie und Mineralogie

75. Geburtstag

Prof. Dr. Siegfried Hauptmann, Institut für Organische Chemie, am 23. April

Der Rektor der Universität Leipzig und die Dekane der einzelnen Fakultäten gratulieren herzlich.

(Die Geburtstage werden der Redaktion direkt von den Fakultäten gemeldet. Die Redaktion übernimmt für die Angaben keine Gewähr. Das gilt auch für deren Vollständigkeit.)

Kunstpädagoge Günther Regel feierte 80. Geburtstag Schon früh im Konflikt mit staatlichen Doktrinen

Günther Regel, Emeritus des Institutes für Kunstpädagogik, feierte am 28. März seinen 80. Geburtstag. Um dieses Jubiläum gebührend zu feiern, fand am 31. März ein Symposium zur Vermittlung von Gegenwartskunst statt, veranstaltet vom Institut für Kunstpädagogik und dem Freundeskreis Kunstpädagogik der Universität Leipzig in der Galerie für Zeitgenössische Kunst in Leipzig.

Günther Regel wurde 1926 in Maltz/Oder (Schlesien) geboren und war ab 1946 in der Nähe von Leipzig als „Neulehrer“ tätig. Sein Weg zur künstlerischen Bildung begann 1948 mit dem Studium der Kunstpädagogik und Psychologie an der Universität Leipzig, doch schon nach kurzer Zeit wechselte er nach Halle und schließlich nach Greifswald. Sein rascher akademischer Weg wurde dabei insbesondere durch bedeutende Lehrer geprägt. In Leipzig hörte er u. a. Vorlesungen von Hans Meyer und Ernst Bloch, in Halle beeindruckten ihn der Kunsthistoriker Wilhelm Worringer und der bildende Künstler Conrad Felixmüller.

Doch am stärksten beeinflusste ihn während des Studiums und am Beginn seiner akademischen Laufbahn in Greifswald Herbert Wegehaupt, der als Bauhausschüler bei Kandinsky, Albers und Paul Klee studiert hatte. 1959 promovierte und 1960 habilitierte er an der Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald und wurde mit 1963 mit Leitung des Caspar-David-Friedrich-Instituts für Kunstwissenschaften der Universität Greifswald betraut.

Der scheinbar reibungslos verlaufende schnelle akademische Aufstieg stand jedoch schon früh im Konflikt mit staatlichen Doktrinen in der Kultur- und Schulpolitik der DDR. Als junger Hochschullehrer entsprach Regel mit seinen Gedanken und Thesen zum Konzept der künstlerischen Bildung und der Vermittlung des Künstlerischen nicht den allgemeinen Vorstellungen von Didaktik und Methodik des Kunstunterrichts in der DDR. Trotz Druck, Repression und Demütigungen hielt er an seinem Forschungskonzept fest, was schließlich ein zweijähriges Berufsverbot aufgrund seines nonkonformistischen Verhaltens (1968–1970) und eine Strafver-



setzung an die Universität Leipzig nach sich zog. Ab 1971 bis 1991 war Günther Regel als Professor für Kunsttheorie am Institut für Kunstpädagogik der Universität Leipzig tätig und baute hier einen Lehrstuhl Theorie der bildenden Kunst auf. Seinen Forschungsbemühungen treu geblieben, musste er sich auch in Leipzig großen Einschränkungen, Enttäuschungen, Vertrauensbrüchen und Repressalien gegenüber stellen. Das führte zum Verbot der Durchführung einer internationalen Tagung in Leipzig 1977, begründet mit seinem fehlenden Bekenntnis zur Kulturpolitik der DDR.

Nach dem Mauerfall trug er wesentlich dazu bei, dass der kunsttheoretische Dialog zwischen Ost und West in Gang kam, was sich für ihn mit vielfältigen Chancen verband, die durch ihn geprägte Leipziger Konzeption der Kunstpädagogik weiter zu entwickeln und zu profilieren. In Anknüpfung an Klee, Wegehaupt und Beuys begreift er „die Kunst und den Prozess der künstlerischen Bildung als konkrete und schrittweise realisierbare Utopie von der Wandelbarkeit des Menschen“ (Regel 2005).

Für das Institut für Kunstpädagogik der Universität Leipzig nimmt er nicht nur auf Grund seines vergangenen, sondern auch anhaltenden Engagements in der kunstpädagogischen Forschung und Theorienbildung eine herausragende Rolle ein.

*Katja Weber,
Institut für Kunstpädagogik*

Frank Neubauer 65 „Gesichter“ geprägt

Am 29. März feierte Professor Frank Neubauer, verantwortlich für die Lehre im Bereich des Grafik- und Corporate Designs am Institut für Kunstpädagogik, seinen 65. Geburtstag. Seine künstlerische Lehrtätigkeit im Bereich der Gebrauchsgrafik an der Universität Leipzig nahm Frank Neubauer bereits 1967 auf. Nachdem er am damaligen Fachbereich Kunsterziehung zunächst als Assistent, Oberassistent und Dozent tätig war, erhielt er dort 1987 eine Professur mit künstlerischer Lehrtätigkeit für Gebrauchsgrafik.

In der Wendezeit hatte er als Leiter des Fachbereiches wesentlichen Anteil daran, diesen als Institut für Kunstpädagogik neu zu profilieren und auf die aktuellen Herausforderungen insbesondere in der künstlerischen Lehre einzustellen. Er leistete nach der Wende auch einen besonderen Beitrag, um der Universität als Ganzes ein neues Gesicht zu geben und entwickelte Hauptlinien eines entsprechenden Corporate Designs.

Im Institut übernahm er 1993 die Leitung der Abteilung Theorie und Praxis des Grafik-Designs.



Ihm vor allem ist es zu verdanken, dass die kunstpädagogische Ausbildung in Leipzig auf unverwechselbare Weise auch im angewandten künstlerischen Bereich einen ausgezeichneten Ruf hat.

Als beehrter Grafik-Designer stellt Frank Neubauer seine Kreativität ganz in den Dienst der Realisierung unterschiedlichster Gebrauchsanforderungen und gestaltete zahlreiche Bücher, Kataloge, Plakate und Logos. Er realisierte auch zahlreiche Corporate-Design-Projekte für verschiedene regionale und überregionale Unternehmen. In seiner Formensprache legt er besonderen Wert auf Klarheit und Sachlichkeit, wobei ihm die Einheit von ästhetischer Wirkung und Gebrauchsfunktion oberstes Gebot ist.

*Prof. Dr. Frank Schulz,
Institut für Kunstpädagogik*

Christian Schwokowski geht in den Ruhestand Mehr Zeit für die Geschichte der Chirurgie

Am 15. Februar 2006 wurde Prof. Christian Schwokowski 65 und ging nach fast 42-jähriger ärztlicher Tätigkeit in den Ruhestand.

Als gebürtiger Ostpreuße kam er während des 2. Weltkrieges in die Altmark, besuchte hier die Schule und studierte dann in Jena und Erfurt Medizin. Nach dem Staatsexamen 1964 war er in Arnstadt und Bischofferode tätig und im Jahre 1965 begann er seine Facharztausbildung an der Chirurgischen Klinik Weimar. Seine wissenschaftlichen Publikationen waren ihm wohl 1968 für die Aufnahme in die Chirurgische Universitätsklinik Leipzig unter dem Ordinariat von Prof. Werner Kothe nützlich. Hier waren seine akademischen Lehrer insbesondere die Professoren Joachim Reichmann, Helmut Wolff und Rudolf Schwarzer. Nach der Facharztanerkennung 1969 war er überwiegend auf visceralchirurgischem Gebiet tätig. Daneben befasste er sich mit klinischen und experimentellen Studien zu Erkrankungen der Bauchspeicheldrüse und mit experimentellen Arbeiten, die letztlich in der Habilitationsschrift „Tierexperimentelle Studien nach subtotaler Dünndarmresektion und operativen Verfahren zur Therapie des short bowel syndroms“ 1983 ihren Abschluss fanden. Nach einem Jahr in Gondar/Äthiopien erhielt er 1984 die *Facultas docendi* und wurde zum Oberarzt der Chirurgischen Universitätsklinik ernannt. Die wissenschaftliche Tätigkeit umfasste nun Studien zu Motilitätsstörungen im oberen Gastrointestinaltrakt. 1988 erfolgte die Ernennung zum a. o. Dozenten für Chirurgie. Nach mehreren Hospitationen im In- und Ausland führte Professor Schwokowski 1992 die erste laparoskopische Cholezystektomie an unserer Klinik durch, war im gleichen Jahr amtierender Klinikdirektor und nach der Neustrukturierung der Chirurgischen Klinik in drei eigenständige Kliniken für mehr als ein Jahrzehnt stellvertretender Klinikdirektor der Chirurgischen Klinik I. 1993 wurde er zunächst zum apl. Professor und 1994 zum C3-Professor ernannt.

In den letzten Jahren war Prof. Schwokowski im Fakultätsrat der Medizinischen Fakultät mit klinischen, studentischen und hochschulpolitischen Sachfragen befasst.



Die Zahl seiner Vorträge, Publikationen und Buchbeiträge umfasst die stattliche Anzahl von 207. Von seinen ehemaligen Mitarbeitern sind mehrere leitende Chefarzte in großen Chirurgischen Kliniken geworden, was ihn stolz machte. Sein Führungsstil war nie autoritär, sondern sachlich, korrekt, diszipliniert, aber auch bestimmt. Die „Leipziger Chirurgenschule“ hat er von seinen Lehrern übernommen, bewahrt und seinen Assistenten weiter vermittelt. Auch seine selbst praktizierte „Patientennähe“ hat er vielen seiner Kollegen und engeren Mitarbeitern stets ans Herz gelegt. Für viele Mitarbeiter, ehemalige Assistenten, Freunde und Patienten ist es kaum vorstellbar, dass eine so aktive und dynamische Persönlichkeit seine ärztliche Tätigkeit beendet. Wer ihn lange Jahre kennt, weiß aber auch genau, dass er neue Ziele ansteuert.

Schon seit vielen Jahren widmet sich Herr Schwokowski einem ihm immer mehr einnehmenden Thema, nämlich Nachforschungen und Publikationen zur Chirurgiehistorie unserer Universität. Dazu organisierte er in den 90er Jahren ein Trendelenburg- und ein Uebermuth-Symposium. Einen nicht geringen Teil des neuen Lebensabschnittes wird er wohl dazu nutzen, die seit Jahrzehnten gesammelten Schriften, Dokumente und Aufzeichnungen in einer Chirurgiehistorie niederzuschreiben.

Prof. Dr. Uwe Eichfeld

Kurz gefasst

Der Hermann-Hesse-Literaturpreis des Jahres 2005, kürzlich im Karlsruher Rathaus überreicht, ging an den Autor und Professor für Deutsche Literatur am Deutschen Literaturinstitut Leipzig, **Hans-Ulrich Treichel**. Der Preis wird seit 1956 aller zwei Jahre verliehen und ist mit 15 000 Euro dotiert. Mit der Preisverleihung würdigt die Jury Treichels jüngsten Roman „Menschenflug“.

Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Günther Wartenberg, Lehrstuhl Spätmittelalter und Reformation/Territorialkirchengeschichte, ist Mitherausgeber einer zweisprachigen Studienausgabe der lateinischen Hauptschriften Martin Luthers. Das dreibändige Werk ist in der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig erschienen und schließt eine große Lücke in der theologischen Literatur. Es bietet mehr als 30 grundlegende Texte des Reformators in thematischer Gliederung: „Der Mensch vor Gott“ (Band 1), „Christusglaube und Rechtfertigung“ (Band 2) und „Die Kirche und ihre Ämter“ (Band 3). Die weiteren Herausgeber sind die Theologen Prof. Dr. Wilfried Härle von der Universität Heidelberg und Prof. Dr. Dr. Johannes Schilling von der Universität Kiel.

Prof. Dr. Georg Vobruba, Institut für Soziologie, hat den Vorsitz der Kommission zur Evaluation der Forschung und Lehre der Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld, übernommen.

PD Dr. Joost Hazenbos, Mitarbeiter am Altorientalischen Institut, ist mit Wirkung vom 1. Januar zum Professor der Allard Pierson Stiftung an der Universität Amsterdam für Hethitisch und verwandte anatolische Sprachen und für Geschichte Anatoliens in vorklassischer Zeit ernannt worden. Er wird in Zukunft gleichzeitig in Leipzig und in Amsterdam lehren.

Die Göttinger Akademie der Wissenschaften hat den Namenforscher **Prof. Dr. Jürgen Udolph** zum korrespondierenden Mitglied der Philologisch-Historischen Klasse gewählt.

Die Leipziger Buchwissenschaftlerin **Wendy Kerstan**, zurzeit tätig beim Hanser Verlag in München, wurde bei der Leipziger Buchmesse mit dem „Förderpreis

Buchwissenschaft“ ausgezeichnet. Den mit 2 500 Euro dotierten Preis vergab die Mediastiftung der Sparkasse Leipzig zum zweiten Mal in Zusammenarbeit mit dem Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität. Ausgezeichnet wurde Wendy Kerstan für ihre Untersuchung über den „Einfluss von Literaturkritik in Deutschland auf den Absatz von Publikumsbüchern“.

Prof. Dr. Gerd Wotjak, Institut für Angewandte Linguistik und Translatologie, hat als Träger des „Antonio de Nebrija-Preises 2005“, der seitens der im Jahre 2018 ihr 800-jähriges Bestehen feiernden altherwürdigen Universität Salamanca für Verdienste bei der Erforschung und Verbreitung des Spanischen und seiner Kultur verliehen wird, im Januar den Preisträger 2006 mit ausgewählt. Bei der Bekanntgabe der Jury-Entscheidung wurde zugleich das von ihm im Universitätsverlag in Salamanca herausgegebene, beinahe 400-seitige Buch „Las lenguas, ventanas que dan al mundo“ vorgestellt, in dem vor allem der Bedeutung lexikalischer Einheiten als Mittler zwischen Syntax und Semantik, Semantik und Kognition sowie Semantik und Pragmatik nachgegangen wird.

Im Februar lehrte Wotjak zudem als Gastprofessor am bilateralen und zugleich europäischen Doktorandenkolleg der Universität Granada, die seit nunmehr drei Jahren vertraglich mit der Universität Leipzig verbundenen ist. Danach reiste er für drei Tage zu einem analogen Kurs an die Universität Vitoria/Gasteiz.

Zusammen mit seiner Frau, Prof. Dr. Barbara Wotjak, die am 21. Januar feierlich vom Herder-Institut in den Ruhestand verabschiedet worden war (s. S. 40), nahm Gerd Wotjak außerdem als Ehrengast an der erstmals in Havanna abgehaltenen ALEG-Tagung teil, der alle drei Jahre stattfindenden Tagung der Lateinamerikanischen Germanistenvereinigung.

Dr. Bernd Schuppener ist neuer Honorarprofessor für Kommunikationsmanagement an der Universität Leipzig. Im Rahmen einer kleinen Zeremonie wurde ihm vom Rektor Prof. Dr. Franz Häuser die Ernennungsurkunde überreicht. Dr. Schuppener hat sich seit dem Jahr 2001 kontinuierlich am Lehrstuhl Öffentlichkeitsarbeit/PR in Lehre und Forschung engagiert. Mit der „Communication Scorecard“ hat er ein wissenschaftlich fundiertes Instrument für das Kommunikationsmanagement mitent-

wickelt, das nun durch zusätzliche, an der Universität Leipzig angesiedelte Forschungsprojekte weiterentwickelt wird.

Gemeinsam Erfolg hatten **Dr. Igor Konovalov** und **Dr. Liudmila Makhova** vom Wilhelm-Ostwald-Institut für Physikalische und Theoretische Chemie sowie **Lars Hartmann** und **Matthias Brandt** vom Institut für Experimentelle Physik II. Bei der „15. Internationalen Tagung für ternäre und multinäre Verbindungen“ im japanischen Kyoto wurde ihr Beitrag zur „Defektzustands-empfindlichen Relaxation von heißen Ladungsträgern, angeregt mit Röntgenstrahlen“ im März zusammen mit vier anderen aus 212 Beiträgen als „beeindruckendste Präsentation“ ausgewählt und mit dem „Young Scientist Award“ ausgezeichnet.

Dr. Thomas Villmann, Klinik für Psychotherapie und Psychosomatische Medizin, AG Computational Intelligence, weilte im März auf Einladung von Prof. Marie Cottrell zu einer Gastprofessur an der Sorbonne in Paris. Er lehrte und forschte dort u. a. zu mathematischen Problemen informationsoptimaler künstlicher neuronaler Netze.

Einer der Jahresbestpreise 2005 der Deutschen Gesellschaft für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde (DGZMK) ging an **PD Dr. Mike John** von der Poliklinik für Zahnärztliche Prothetik. Der Preis wurde verliehen für die Entwicklung eines Fragebogens, der erstmals in großem Maßstab den Effekt zahnmedizinischer Behandlung für den Patienten messbar macht.

Mit neuraler Plastizität im Säuger-ZNS wird sich die neue Nachwuchsgruppe am Interdisziplinären Zentrum für Klinische Forschung (IZKF) Leipzig befassen, die Anfang April ihre Arbeit in der Inselstraße aufgenommen hat. Der Biochemiker **Dr. Johannes Hirrlinger** wechselt vom Göttinger Max-Planck-Institut für experimentelle Medizin an das Leipziger IZKF, um diese Gruppe zu leiten. Sein Interesse gilt seit Beginn seiner Forschertätigkeit der Beziehung von Neuronen und Gliazellen. Mit Hilfe des 2-Photonen-Imaging und neuen Tiermodellen will der 32-Jährige u. a. die Struktur und Dynamik von Neuron-Glia-Interaktion untersuchen. Dabei wird er eng mit den Spezialisten des Paul-Flechsig-Instituts für Hirnforschung zusammenarbeiten.

Für seine wissenschaftliche Lebensleistung in der sozialpsychiatrischen Forschung erhielt **Prof. Dr. Matthias C. Angermeyer**, em. Direktor der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie, den Hermann-Simon-Preis 2005. Die mit 12 500 Euro dotierte Auszeichnung würdigt vor allem die Beiträge Angermeyers zur Erforschung der Stigmatisierung psychisch Kranker, ihrer Familien und der sie versorgenden Dienste.

Den Helga-Reifert-Preis für experimentelle Krebsforschung 2005 erhielt **Dr. Cornelia Leo**, Universitätsfrauenklinik Leipzig (Triersches Institut) für ihre Arbeiten zum programmierten Zelltod im Zervixkarzinom. Der mit 2 500 Euro dotierte Preis wird gestiftet von der gebürtigen Leipzigerin Helga Reifert, die mit dem Preis die Krebsforschung unterstützen will.

Dr. Bertolt Seidel, IZKF, wurde auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Endokrinologie in Essen mit einem Posterpreis für seine Arbeit „The generation of the soluble leptin receptor is dependent on TNF alpha Converting Enzyme (TACE)“ ausgezeichnet. Das ausgezeichnete Poster ist Ergebnis eines gemeinsamen Projektes der Klinik und Poliklinik für Kinder und Jugendliche und des Institutes für Laboratoriumsmedizin, Klinische Chemie und Molekulare Diagnostik.

Prof. Dr. med. Joachim Mössner, Direktor der Medizinischen Klinik II, wurde zum Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig gewählt.

Dr. Andrea Sinz, Leiterin einer Nachwuchsgruppe am Biologisch-Biomedizinischen Zentrum, erhielt den Förderpreis der Dt. Pharmazeutischen Gesellschaft (DPhG) für ihre herausragenden wissenschaftlichen Publikationen und Ergebnisse in der medizinisch-pharmazeutischen Chemie. Der Preis ist mit 5 000 Euro dotiert und wird von der Fachgruppe Medizinische Chemie der Gesellschaft Deutscher Chemiker gemeinsam mit der Fachgruppe Pharmazeutische/Medizinische Chemie der DPhG vergeben.

Über das Potenzial von gezüchtetem künstlichem Gewebe über die Entwicklung biohybrider Organe bis hin zu Verfahren der Regeneration von Gewebe im Körper berichtete **Prof. Dr. Augustinus Bader**, Biotechnologisch-Biomedizinisches Zentrum, im März vor dem Europäischen Parlament.

Professoren Dietz und Reinhold im Ruhestand Generationswechsel in der Theoretischen Chemie

Prof. Dr. Joachim Reinhold engagierte sich viele Jahre als Dekan und Prodekan für die Fakultät für Chemie und Mineralogie sowie als Direktor des Wilhelm-Ostwald-



Institut für Physikalische und Theoretische Chemie. Sehr erfolgreich leitete er die Neuordnung der Fakultätsbereiche und Studiengänge. Seine Fakultät vertrat er auch im Senat der Universität. Dazu der Rektor Prof. Dr. Franz Häuser: „Unvergessen bleibt Ihr entscheidender Beitrag zur demokratischen Erneuerung der Universität. Neben Ihrer Lehr- und Forschungstätigkeit ist Ihnen die Arbeit in der akademischen Selbstverwaltung immer wichtig gewesen. Mein Dank gilt dabei vor allem Ihrer langjährigen konstruktiven Tätigkeit als in den Akademischen Senat gewählter Hochschullehrer.“ Aber auch über die Universitätsgrenzen hinaus setzte er sich ein: Hervorzuheben ist u. a. seine langjährige und verdienstvolle Tätigkeit als Vertrauensdozent der Chemischen Industrie.

Joachim Reinhold studierte Physik, wurde in diesem Fach promoviert und begann dann an der damaligen Sektion Chemie seine wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der Quantenchemie, auf dem er sich 1980 habilitierte. Seine weitere Forschungstätigkeit brachte ihm hohe internationale Anerkennung ein. Zuletzt beschäftigte er sich mit der elektronischen und geometrischen Struktur und der Stabilität und Reaktivität von Ein- und Mehrkern-Koordinationsverbindungen, dem Mechanismus von Reaktionen an Übergangsmetallzentren und mit der Struktur, Stabilität und Reaktivität von Adsorbatkomplexen von Molekülen an Oberflächen.

„Mit großem pädagogischen Einfühlungsvermögen erwarb er sich das Vertrauen der Studentenschaft, sodass seine Berufung zum Professor für Theoretische Chemie an der Universität Leipzig im Jahre 1992 mit besonderer Genugtuung und Freude aufgenommen wurde.“, berichtet rückblickend Prof. Dr. Rüdiger Szargan, jetziger Direktor des Wilhelm-Ostwald-Instituts.

Als Dr. Willibald Wüsterling feierte er in seinen Weihnachtsvorlesungen wahre Triumphe: Prof. Dr. Fritz Dietz vom Wilhelm-Ostwald-Institut für Physikalische und Theoretische Chemie. Institutsdirektor Prof. Dr. Rüdiger Szargan bedankt sich bei ihm für seine „jahrzehntelange erfolgreiche Tätigkeit als Lehrer und Forscher, durch die er sich bleibende Verdienste um die Entwicklung der Theoretischen Chemie und der Chemie insgesamt an unserer Universität“ erworben hat.



Nach Chemiestudium und Promotion in Leipzig führte Dietz seine wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der Quantenchemie 1979 zur Habilitation. Gleich nach der Wende wurde er zum außerplanmäßigen Professor ernannt und fand hohe Anerkennung für seine Beiträge zur demokratischen Erneuerung der Universität vor allem im Bereich der Chemie.

Internationale Anerkennung erwarb sich Fritz Dietz durch zahlreiche Forschungsprojekte, u. a. mit seinen bulgarischen Kooperationspartnern, die zu viel beachteten wissenschaftlichen Ergebnissen führten. Hervorzuheben ist hier insbesondere die Zusammenarbeit mit dem bulgarischen Humboldt-Stipendiaten, Prof. Dr. Nikolai Tyutyulkov von der Universität „St. Kliment Ohridski“, Sofia, zuletzt u. a. im Arbeitskreis „Struktur, Energiespektren und magnetische Eigenschaften von eindimensionalen und zweidimensionalen molekularen Ensembles von ausgedehnten aromatischen Kohlenwasserstoffen mit Defekten und Polymethinradikalen vom Wurster- und Weitz-Typ“.

Seine Begeisterung für die Chemie gab Dietz auch an die Studierenden weiter. Dabei bewies er nicht nur fachliche Kompetenz, sondern auch viel didaktisches Geschick, die er in seinen Lehrveranstaltungen zur Theoretischen Chemie für Studierende der Chemie und zur Allgemeinen Chemie für Studierende der Zahnmedizin über Jahrzehnte hinweg immer aufs Neue unter Beweis stellte.

B. A.

Verabschiedung von Barbara Wotjak „Der gute Geist“ im Ruhestand

In den Ruhestand verabschiedet wurde aus Anlass seines 65. Geburtstages niemand Geringeres als „Der gute Geist“ des Herder-Instituts. So der allgemeine Tenor in den Festreden und Grußworten der Fachkollegen und im Gratulationsprogramm ausländischer Studierender auf der Festveranstaltung zu Ehren von Prof. Dr. Barbara Wotjak am 21. 1. im Alten Senatssaal. Das andere immer wieder anklingende Dankeswort bezog sich auf den von ihr ganz wesentlich mitgetragenen und nicht zuletzt durch sie menschlich gestalteten Brückenschlag zwischen altem und neuem Herder-Institut. Dekan Prof. Dr. Erwin Tschirner unterstrich: „Barbara Wotjak hat das Herder-Institut über viele Jahre geleitet und geformt und wieder zu dem gemacht, was es vor der ‚Wende‘ war, eines der renommiertesten Institute für Deutsch als Fremdsprache weltweit.“

Über 46 Jahre hinweg hat Frau Wotjak der Universität die Treue gehalten. 1959 be-



gann sie hier ihr Diplomstudium in den Fächern Deutsch, Französisch und Portugiesisch, das sie 1964 abschloss. Es folgten zehn Jahre als Fremdsprachenlehrerin am Herder-Institut. Von 1975 bis 1992 wirkte sie im Bereich Linguistik des Instituts unter der Leitung von Gerhard Helbig, ihrem Doktorvater. Mit ihrer Habilitation 1989 leistete sie einen wertvollen Beitrag zur Phraseologieforschung. 1992 wurde sie auf die Professur für Deutsch als Fremdsprache mit dem Schwerpunkt Lexikologie und Phraseologie berufen.

Was bleiben wird, neben ihren „Hauptwerken“, als die sie ihre beiden Söhne bezeichnet, und neben den vom Auswärtigen Amt geförderten Lehrwerken für den Deutschals-Fremdsprache-Unterricht in Polen und Tschechien, das ist nicht zuletzt, dass sie ihre Lehre so durchführte, dass ihre Studierenden immer noch und jederzeit für sie durchs Feuer gehen würden. Die Feier zu ihrem 65. war beredtes Zeugnis dafür.

V. Schulte

Klinische Chemie Volker Richter verabschiedet

Auf einem Kolloquium des Instituts für Laboratoriumsmedizin, Klinische Chemie und Molekulare Diagnostik aus Anlass des 65. Geburtstags von Prof. Dr. Volker Richter wurden aktuelle Fragestellungen des Lipoproteinstoffwechsels, der Atheroskleroseprävention und der Gerontologie diskutiert. Dabei handelt es sich um Forschungsschwerpunkte, denen die wissenschaftliche Tätigkeit von Prof. Richter gewidmet war.

Volker Richter begann 1966 seine Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent am Physiologisch-Chemischen Institut der Universität Leipzig, promovierte auf dem Gebiet der Biochemie und habilitierte sich 1980 zur altersabhängigen Variabilität des Lipoproteinstoffwechsels. Mit Gründung des Instituts für Klinische Chemie und Laboratoriumsdiagnostik widmete er sich auch Aufgabenstellungen der klinisch-chemischen Diagnostik und verfolgte interdisziplinäre Forschungsprojekte. Von 1995



bis 1997 sowie 1999/2000 übernahm er kommissarisch die Leitung des Instituts für Klinische Chemie und Pathobiochemie. Daneben wirkte er viele Jahre im Fakultätsrat der Medizinischen Fakultät mit und setzte sich als stellvertretender Studiendekan für die Belange der Studenten ein.

Richter widmete sich mit seinem Team epidemiologischen Fragestellungen auf den Gebieten Ernährung sowie Prävention atherosklerotischer Erkrankungen. Praktisch war er mit regelmäßigen Cholesterolscreening-Aktionen aktiv. Es gelang ihm, mit der 1990 erstmals organisierten jährlichen Veranstaltung „Lipid-Meeting Leipzig“ an eine breite Öffentlichkeit zu treten. Seine Aktivitäten finden in den auf die Prävention von Fettstoffwechselstörungen und Atherosklerose ausgerichteten Schwerpunkten des Instituts ihre Fortsetzung.

*Prof. Dr. Joachim Thiery
PD Dr. Fausi Rassoul*



Neu
berufen:

M. Gebauer

vertritt seit 2004 die Professur für Grundschuldidaktik Sachunterricht und wurde nun im Dezember vergangenen Jahres auf diese Professur berufen. Nach Leipzig ist Michael Gebauer gekommen, weil die Universität eine lange und beeindruckende Tradition aufweise, die Stadt faszinierend und die Lehramtsausbildung für Grund- und Förderschulen an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät auf hohem Niveau sei.

Der in Diepholz in Niedersachsen Geborene studierte von 1979 bis 1984 in Göttingen Kulturanthropologie sowie die Fächer Biologie, Chemie, Englisch und Deutsch auf Lehramt für Grund- und Hauptschulen, außerdem von 1985 bis 1989 Ökologie/Didaktik der Ökologie. 1994 promovierte er in Hannover zum Thema „Umweltbewusstsein von Grundschulkindern“. Seine Habilitationsschrift zum Thema „Naturbezogene Konzeptbildung im Kindesalter“ will er dieses Jahr abschließen.

Gebauer arbeitete als wissenschaftlicher Mitarbeiter sowohl an der Universität Göttingen am Institut für Didaktik der Biologie als auch an der Universität Hildesheim am Institut für Grundschuldidaktik und Sachunterricht. Zwischen diesen Tätigkeiten war er von 1991 bis 2000 Lehrer an einer Gesamtschule. „Ich habe vielfältige Lehrererfahrungen und damit auch hochschuldidaktische Erfahrungen sammeln können, mich mit dem Phänomen des lebenslangen Lernens, das im Lehrerberuf sehr wichtig ist, vertraut gemacht und für meine Tätigkeit als Hochschullehrer in der Lehrerausbildung die notwendigen Praxiserfahrungen gesammelt“, meint der 47-jährige. Aufgrund dieser Erfahrungen möchte er auch die Lehramtsausbildung für Grund- und Förderschulen künftig praxisorientierter gestalten, ohne dass der wissenschaftliche Anspruch darunter leidet.

In seiner Freizeit interessiert sich Gebauer für Höhlenforschung und macht gern Natur- und Architekturfotos. Außerdem fährt er gerne Motorrad und angelt. *J. H.*



Neu
berufen:

Holger Till

ist auf direktem Wege von Hongkong nach Leipzig gekommen. Dort war er seit 2004 Associate Professor für Kinderchirurgie an der Chinese University, bevor er Anfang des Jahres das Direktorat der Klinik und Poliklinik für Kinderchirurgie an der Universität Leipzig übernahm. Studiert hat der gebürtige Hannoveraner in Göttingen, San Diego, Boston und München. Nachdem er 1998 die Anerkennung als Facharzt für Chirurgie erworben hatte, leitete er an der Ludwig-Maximilians-Universität eine Arbeitsgruppe für Minimal-Invasive Chirurgie an der dortigen Kinderchirurgischen Klinik und erhielt nach der Habilitation 2000 im Jahre 2001 den Facharzt für Kinderchirurgie.

Die minimal-invasiven Verfahren favorisiert er bis heute dort, wo die Indikationen es erlauben. Sein Spezialgebiet sind dabei die Chirurgie der inneren Organe (Viszeralchirurgie) und die Urologie. Sein Grundsatz ist, sich nicht auf Erreichtem auszuruhen, sondern ständig daran zu arbeiten, eine Therapie zu verbessern. Die Beschäftigung mit angeborenen Fehlbildungen führte ihn in enger Zusammenarbeit mit Pränatalmedizinern zur fetalen Chirurgie, einer Therapie, die noch in den Kinderschuhen steckt. Sie geht davon aus, dass manche angeborenen Fehlbildungen bereits im Mutterleib zu schweren Schädigungen führen und deshalb möglicherweise noch vor der Geburt korrigiert werden sollten. „Um hier weiterzukommen, müssen sowohl die komplexen Zusammenhänge von Mutter und Kind beachtet werden als auch die spezifischen Kenntnisse für solche Operationen vorliegen“, meint Till. „Das ist nur im interdisziplinären Verbund zu schaffen.“ Bestehende Kontakte ins In- und Ausland sollen deshalb ausgebaut und durch eine Zusammenarbeit mit der hiesigen Universitätsfrauen- und Universitätskinderklinik untermauert werden.

Privat gibt der Familienvater den Ton mit dem Kontrabass an und treibt gern Sport.

B. A.

Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät verlieh
Ehrendoktorwürde an Mario Monti

Große Verdienste um europäische Integration gewürdigt

Mit der Verleihung des Dr. rer. pol. honoris causa an Professor Dr. Dr. h. c. Mario Monti „ehrt die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität Leipzig“ – so Laudator Prof. Dr. Rolf Hasse auf der Festveranstaltung am 18. Januar im Großen Sitzungssaal des Bundesverwaltungsgerichts – „eine Persönlichkeit, die sich als Wissenschaftler und als Wirtschaftspolitiker in seinem Heimatland, in Europa und für die europäische Integration große Verdienste erworben hat“. Auf der von Rektor Häuser und Dekan Diedrich unterzeichneten und überreichten Urkunde zur Ehrenpromotion ist festgehalten, dass die Würdigung für seine „von ordnungspolitischen Erkenntnissen getragenen Beiträge zur Wettbewerbspolitik und zur Wirtschaftspolitik“ sowie für sein „herausragendes Engagement bei der Gestaltung der europäischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung“ erfolgt.

Der 1943 in Varese, Italien, geborene Präsident der international renommierten Università Commerciale Luigi Bocconi, Mai-

land, und langjährige (1995 bis 2004) EU-Kommissar für Binnenmarkt und für Wettbewerb verband seinen Dank für die Ehrung mit dem Vortrag „Germany, Europe and Social Market Economy“ und wandte sich damit einem hoch willkommenen Thema zu, zählt doch die Ordnungspolitik in Bezug auf die Analyse und Fortentwicklung der Sozialen Marktwirtschaft zu einem Schwerpunkt der Leipziger Fakultät in Forschung und Lehre.

Professor Monti führte aus, dass die wirtschaftspolitische Orientierung der Europäischen Union in ihrer größten Volkswirtschaft unklarer geworden sei. Zwar seien die rechtlichen und institutionellen Fundamente weiterhin gut, aber die Bereitschaft, die damit verbundenen Regeln zu verletzen, habe zugenommen. Die Fundamente seien bereits 1957 in die Römischen Verträge eingebracht worden, und sie fußten sehr stark auf den Ideen der deutschen Ordnungspolitik – dem Konzept der Sozialen Marktwirtschaft. Die beiden Säulen dieser Konzeption – Geldwertstabilität und Wett-



Mario Monti (2. v. l.) trug sich auch in das Gästebuch der Universität ein. Darüber freuten sich u. a. Rektor Franz Häuser, Dekan Ralf Diedrich und Laudator Rolf Hasse (v. l.).

Foto: Armin Kühne

bewerb – seien auch durch das Programm „Binnenmarkt“ und die „Europäische Währungsunion“ fortgeführt worden. Wörtlich sagte der frischgebackene Leipziger Ehrendoktor: „Für mich sind dies immer Leitlinien für die Wirtschaftspolitik gewesen, sie erklären den wirtschaftlichen Erfolg Deutschlands und der Europäischen Gemeinschaft. An dieser Erkenntnis gilt es festzuhalten bzw. sie wieder in den Mittelpunkt der Wirtschaftspolitik zu stellen. Dies ist in erster Linie eine Aufgabe für die deutsche Politik, wieder größere Treue gegenüber ihren eigenen guten Grundsätzen der Wirtschaftspolitik walten zu lassen – im eigenen Interesse und im Interesse der Europäischen Union. In der Sozialen Marktwirtschaft lagen und liegen die besseren Potenziale als im so bezeichneten anglo-amerikanischen Muster für eine europäische Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik.“

Als Professor für Geldtheorie und Geldpolitik (von 1971 bis 1985) und für Volkswirtschaftslehre (von 1985 bis 1994) sowie Mitglied verschiedener Ausschüsse und Arbeitsgruppen hat Mario Monti intensiv an den ordnungspolitischen Reformen in Italien mitgewirkt. Als EU-Kommissar hat er sich mit großer Beharrlichkeit für die Vollendung des europäischen Binnenmarktes eingesetzt und ist vehement dafür eingetreten, dass die Prinzipien der Marktwirtschaft und des Wettbewerbs innerhalb der Europäischen Union eingehalten und auf die Bereiche übertragen werden, die durch das Programm „Binnenmarkt '98“ liberalisiert werden (Banken, Versicherungen, Telekommunikation, Verkehr, Energie).

Professor Hasse hatte in seiner Laudatio betont, dass die Fakultät mit dieser Ehrenpromotion auch einen Beitrag leisten möchte, die Ordnungspolitik wieder in das Zentrum der Wirtschaftspolitik in Brüssel und Berlin zu rücken. Ordnungspolitik werde in der Politik häufig beiseite geschoben. Es gehöre deshalb viel Zivilcourage dazu, diese Grundsätze gegen den Widerstand der sogenannten Pragmatiker und Realpolitiker zu vertreten, um die Kompatibilität von Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik zu erhalten. Das wissenschaftliche Oeuvre und das wirtschaftspolitische Wirken von Prof. Monti aber stehen gerade für diese Grundsätze und diese Zivilcourage, unterstrich der Leipziger Professor für Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftspolitik.

Volker Schulte

Ehrenpromotion für Helmut Thomä

Der Kampf zwischen Stolz und Gedächtnis



Voller Freude: Helmut Thomä mit seiner Urkunde. Foto: Armin Kühne

„Das habe ich getan“, sagt mein Gedächtnis. „Das kann ich nicht getan haben“, sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich gibt das Gedächtnis nach.“ Dieser Aphorismus von Friedrich Nietzsche aus „Jenseits von Gut und Böse“ lag zugleich mit einer Freud'schen Anmerkung aus dessen Psychopathologie des Alltagslebens zur Ehrenpromotion von Prof. em. Dr. med. Helmut Thomä auf den Plätzen im Alten Senatssaal. In der Anmerkung heißt es: „Keiner von uns allen hat aber das Phänomen (des Vergessens; d. V.) und seine psychologische Begründung so erschöpfend und zugleich so eindrucksvoll darstellen können wie Nietzsche.“

Der ehemalige Ordinarius für Psychotherapie der Universität Ulm, Prof. Helmut Thomä, erhielt am 3. Februar die Ehrendoktorwürde der Medizinischen Fakultät der Universität Leipzig in Anerkennung seiner herausragenden Leistungen auf dem Gebiet der psychosomatischen Medizin und Psychotherapie und für seine Unterstützung bei der Entwicklung der Psychoanalyse an der Universität Leipzig. Laudator Prof. Michael Geyer, Direktor der Klinik und Poliklinik für Psychotherapie, würdigte besonders das Lebenswerk Thomäs zur wissenschaftlichen Fundierung der Psychoanalyse. „Sein Werk erstreckt sich über mehr als 50 Jahre ... Als junger Arzt trifft er auf Patienten, die sein Interesse an der Psychotherapie wecken und die ihn inspirieren, psychosomatisch zu

denken.“, beschreibt Geyer den Beginn des Weges von Helmut Thomä zur Psychotherapie. Eine Reihe von fruchtbaren Begegnungen mit international bekannten Vertretern des Fachs „ließ ihn förmlich in die Psychoanalyse hineinwachsen“, so Geyer weiter. „Thomä sucht mit all seiner Kraft, seinen Möglichkeiten und Fähigkeiten den Anschluss an die im III. Reich brutal gebrochene geistig-kulturelle Tradition ...“

Als es ihm 1955 gelingt, für ein Jahr in die USA an das Yale Psychiatric Institute zu kommen, wird er dort zum Vertreter einer neuen Generation deutscher Psychoanalytiker, die sich eindeutig zur deutschen Schuld bekennen. Später, „als erster Habilitand von Alexander Mitscherlich legt er 1961 eine Studie über die Anorexia nervosa vor, die weit über das hinaus geht, was analytische Psychosomatik zu diesem Zeitpunkt leistet.“ Dann, in London, öffnet ihm Balint „endgültig den Blick auf den psychoanalytischen Prozess, den das Handeln der beteiligten Personen konstituiert.“, so Geyer. 1962 erhielt Thomä als erster Arzt an einer deutschen Universität nach seiner Habilitation die Lehrbefähigung für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse. Mit seinem Ruf auf den Ulmer Lehrstuhl 1967 erhielt er die Möglichkeit, „seinen Forschungsansatz zu systematisieren und zu erweitern. Er führt das Tonbandgerät als Forschungsinstrument ein. Für die psychoanalytische Orthodoxie ein Tabubruch, bildet die Dokumentierung des Prozesses die Grundlage der weiteren Forschung.“ Etwa zeitgleich beginnt er in Ulm mit Horst Kächele zu arbeiten, mit dem ihn zahlreiche Projekte und Veröffentlichungen verbinden. Hervorzuheben sind die Ulmer Textbank, eine riesige Sammlung von Protokollen psychotherapeutischer Behandlungen, und ein dreibändiges Standardwerk psychoanalytischer Theorie, Forschung und Praxis.

„Helmut Thomä gehört zu den frühen und treuen Förderern der ‚lokalen psychoanalytischen Bewegung‘“, würdigte der Rektor Prof. Dr. Franz Häuser die Verbundenheit mit Leipzig. „Er hielt bereits vor 1989 Kontakt zu Leipziger Wissenschaftlern und Psychotherapeuten, die sich für die Rehabilitierung des im Osten geschmähten psychoanalytischen Denkens einsetzten.“ Jetzt

habe er mit seiner Frau in Leipzig eine neue Heimat gefunden.

Der Geehrte bezieht sich in seinen Dankesworten auf das Int. Symposium von 1989 über „Geschichte und Gegenwartsprobleme der Psychotherapie – zur Stellung Sigmund Freuds in der Psychoanalyse“ zu einer Zeit, als noch „niemand eine Ahnung von der bevorstehenden Wende hatte“. Er bricht eine Lanze für die „fürsorgliche Pflege der eigenständigen und einzigartigen psychoanalytischen Methode, die nur in Kooperation zwischen universitären Teams und niedergelassenen Analytikern gedeihen kann.“ Thomä plädiert dafür, „in Leipzig ein Kooperationsmodell zu verwirklichen, das der Psychoanalyse über einen langen Zeitraum eine Heimstatt gewährt.“ Abschließend kommt er auf den Aphorismus von Nietzsche zurück: „Er (Nietzsche) hat dem Stolz eine spaltende Funktion von oben nach unten gegeben. Der Spaltungsprozess ist für alle so genannten Abwehrvorgänge im Seelenleben fundamental. Den Kampf zwischen Stolz und Gedächtnis müssen Sie sich als einen unbewussten Vorgang vorstellen. ... wenn Sie den eben erwähnten unbewussten Kampf und die Spaltung im Bild mitnehmen, haben Sie mehr von der Psychoanalyse begriffen als manche superkluge Wissenschaftstheoretiker.“ *Dr. Bärbel Adams*

Veterinärmedizin

Ehre nicht nur für Ehrendoktor

Über die Verleihung der Ehrendoktorwürde an den Veterinärmediziner Prof. Dr. Horst Meyer berichtete das *Uni-Journal* in Ausgabe 6/05. Im Nachhinein stellte sich heraus: Die Laudatio, aus der zitiert wurde, lieferte eine verkürzte Begründung für Meyers Ehrenpromotion. Bei der Salmonellose-Bekämpfung in Tierbeständen war Meyer nicht der Einzige, der sich Verdienste erwarb. Zwar geht die Überführung der ersten kommerziell verfügbaren Salmonella-Lebendimpfstoffe in die Praxis auf die Arbeitsgruppe um Meyer zurück. Die Prototyp-Impfstoffe hierfür wurden aber eigenständig von der Forschungsgruppe um Prof. Dr. Klaus Linde, ehem. Direktor des Institutes für Medizinische Mikrobiologie der Karl-Marx-Universität, entwickelt und dem Veterinärpartner zur Nutztierprobung und Praxisüberführung übergeben. *r.*



Gesichter der Uni



André Jolles (1874–1946)
Foto: Universitätsarchiv

Wenn man sich mit Gattungsfragen, Textsorten und Formen des mündlichen Erzählens beschäftigt, sei es in Literaturwissenschaft, Ethnologie, Theologie, Sprachgeschichte oder Textlinguistik, begegnet man unweigerlich dem Namen André Jolles. In jedem Literaturverzeichnis ist er mit seiner 1930 erschienenen, mittlerweile in der 7. Auflage vorliegenden Arbeit „Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz“ zu finden. Dieses Buch war ein großer Wurf. Es kann auch Vertretern heutiger Forschungsrichtungen, die sich mit Formen und Mustern kommunikativen Handelns beschäftigen, entscheidende Anregungen geben,

André Jolles (1874–1946), der u. a. Kunstwissenschaft, Archäologie und Geschichte, nicht aber Philologie studiert hatte, kann als Begründer der Niederlandistik sowie der Vergleichenden Literaturwissenschaft an der Universität Leipzig gelten. 1918 erhielt er den Ruf auf eine planmäßige außerordentliche Professur für flämische und nordniederländische Sprache und Literatur, die er am 1. 4. 1919 antrat. Die Stelle wurde 1923 um die Vergleichende Literaturwissenschaft erweitert.

Jolles war ein überaus schöpferischer Mensch mit starken wissenschaftlichen Interessen, jedoch kein Wissenschaftler im heutigen Sinne. Ihn drängte es weder zur systematischen theoretischen Durchdringung seines Gegenstandes noch zur schriftlichen Fixierung seiner Gedanken. Aber er hatte glänzende Ideen und führte sie in seinen Lehrveranstaltungen ebenso glänzend aus. 1933 trat Jolles aus Überzeugung in die NSDAP ein, was den Abbruch der Freundschaft mit dem Historiker Johan Huizinga zur Folge hatte. Neben niederlandistischen und germanistischen Seminaren bot Jolles u. a. „Rassen- und kulturpsychologische Übungen“ (1940) an. Er leistete Forschungsarbeiten für das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) und unterstützte als Dekan der Philosophischen Fakultät nachdrücklich die Verleihung der Ehrendoktorwürde an den antisemitischen Literaturhistoriker Adolf Bartels. Nach Kriegsende wurde ihm die Lehrerlaubnis entzogen. Am 22. 2. 1946 starb Jolles in Leipzig.

Ein nach seinen Leistungen und seinem Versagen gleichermaßen die wissenschaftsbiographische Aufmerksamkeit forderndes Leben war damit zu Ende gegangen.

*Prof. Dr. Ulla Fix,
Institut für Germanistik*

Die Reihe „Gesichter der Uni“ erscheint seit April 2004 regelmäßig im *Uni-Journal*.

Sie umfasst kurze Portraits von Universitätsangehörigen verschiedenster Jahrhunderte. Dunkle Kapitel der Universitätsgeschichte bleiben dabei nicht ausgespart. Geschrieben werden die Portraits von Angehörigen und Mitarbeitern der „Kommission zur Erforschung der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“.

Auf einen Blick finden Sie die „Gesichter“ im Internet unter www.uni-leipzig.de/journal/gesichter

Der erste Nachkriegsrektor resignierte schnell

Vor 60 Jahren wurde die Universität wiedereröffnet

Von Prof. Dr. Gerald Wiemers, Leiter des Universitätsarchivs

Als die Universität vor 60 Jahren neu begründet wurde, war das der zweite Anlauf. Im harten Ringen der demokratisch gesinnten Professoren um die Wiederherstellung der universitären Selbstverwaltung, war es dem ersten demokratisch gewählten Rektor Bernhard Schweitzer nach der Befreiung vom NS-Regime durch amerikanische Truppen nicht gelungen, die sowjetischen Besatzungsbehörden von seinem Konzept zu überzeugen, wenig oder nicht belastete NSDAP-Mitglieder an der Universität zu halten. Mit großem Einsatz versuchte er unter sehr schwierigen Bedingungen, den Lehrbetrieb trotz Versammlungsverbotes wieder in Gang zu bringen. Am 31. Oktober 1945 sollte die Universität mit einer akademischen Feier in der Universitätskirche St. Pauli eröffnet werden. Der Zeitpunkt stand fest, nicht aber, wer lehren sollte. Listen mit Namen wechselten hin und her: NS-belastete, nichtbelastete und antifaschistische akademische Hochschullehrer waren verzeichnet.

Der Exodus durch den Krieg war groß. Leipzig war eine zerstörte Stadt. Nicht jeder kehrte hierher zurück. Die Universität hatte ihre äußere Hülle Ende 1943 zu 70 Prozent verloren, aber bereits 1933 einen Großteil ihrer besten Kräfte. Als die Amerikaner Leipzig Ende Juni 1945 verließen, nahmen sie über 100 Naturwissenschaftler mit in ihre Zone nach Weilburg. Der Aufbau war mühselig und durch sowjetische Reparationen noch weiter erschwert. NS-belastete Professoren blieben außen vor, zumindest in den ersten Jahren. Der personelle Verlust ging aber weiter. So verließ der Chemiker Karl Friedrich Bonhoeffer, der Bruder des Theologen Dietrich, Leipzig in Richtung Göttingen. Auch seine rassistisch verfolgten Schüler Walther Jaenicke und Heinz Gerischer orientierten sich nach den Westen. Die jüdische Physikerin Barbara Blass verließ Leipzig zusammen mit ihrem Mann und ging in die USA. Der Historiker Hermann Heimpel kehrte



Das Programm der Wiedereröffnungsfeier (oben) und eine Eintrittskarte (rechts). Fotos: Universitätsarchiv

von Strasbourg nicht nach Leipzig zurück. Sein Meisterschüler Hermann Mau saß mehr als einmal in Gestapo-Haft, ihm blieb auch unter der sowjetischen Besatzung das Gefängnis nicht erspart. Er gehörte zum Freundeskreis um Werner Ihmels, der Symbolfigur für den christlichen studentischen Widerstand. Mau fand in München ein neues Betätigungsfeld. Er begründete maßgebend das Institut für Zeitgeschichte und wurde ihr erster Leiter.

Die wichtigste Klientel der Universität ist die Studentenschaft. Sie hatte der Exodus am meisten getroffen. Durch den Krieg waren ganze Generationen dezimiert worden. Der Neuanfang war für die Überlebenden schwer. Es gab kaum beheizte Studentebuden, nur ein kleines Studentenheim und, wie für die gesamte Bevölkerung, nur wenig zu essen. Kurz: Es herrschte Mangel an allen zum Leben notwendigen Gütern.

Viele der männlichen Studierenden besuchten die ersten Vorlesungen in alten Militärmänteln und Wehrmachtsstiefeln. Leipzig konnte seinem Ruf als Universitätsstadt nur schwer gerecht werden. Unter diesen Umständen konnten demokratische Strukturen wie der Studentenrat nur mühsam aufgebaut werden. Mit Wolfgang Natonek stand in Leipzig bis zu seiner Verhaftung im September 1947 ein besonders fähiger Mann an der Spitze dieser Vereinigung.

Auch die demokratischen Parteien fasseten vorübergehend Fuß in der Universität. Der Jurastudent Wolfgang Weinoldt (seit 2001 Ehrendoktor der Universität) begründet die CDU. Er wird am gleichen Tag wie Natonek verhaftet und zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Dem führenden studentischen Mitglied der SPD, dem Geschichtsstudenten Walter Nienhagen, gelingt nach der Zwangsvereinigung von SPD und KPD 1946 zur SED in der SBZ der Wechsel zu den Liberalen, aber auch er wird verhaftet und in Bautzen über Jahre eingesperrt.

Voller Hoffnung und Enthusiasmus wird Peter Brückner (1922–1982) aus Dresden, Sohn einer englischen Jüdin, 1945 Mitglied der KPD. Er will die Universität Leipzig mit aufbauen und Medizin bzw. Psychologie studieren. Ende 1949 ist er jedoch, nach „Republikflucht“, bereits im Westen. „Wir sind darüber belehrt“, schreibt der bekannte Professor für Sozialpsychologie und RAF-Sympathisant später, „dass aus der verabsolutierten, also zum Wahrheitsanspruch befreiten Parteilichkeit – zum Beispiel der Sekte, der ‚Partei‘ – bloß antagonistische Herrschaftsordnung entspringt ... und niemals eine alternative Ordnung, das heißt eine, die ihren Herrschaftscharakter verliert, weil sich die Differenz von Regierenden und Regierten mindert.“

Allmählich setzt sich der schleichende Prozess fort, der die demokratischen Strukturen aus dem Universitätsleben verbannt.

Unter dem Zeichen der Demokratie werden die Demokraten immer weiter zurückgedrängt. Den Sowjets schwebte keine bürgerliche Universität vor. Zu den ersten Schritten gehörte die Installation einer hörigen Führung, eines gefügigen Rektorats. Bernhard Schweitzer trat in den ersten Januartagen 1946 von seinem Amt zurück und nahm später in Tübingen einen Lehrstuhl an.

Der Philosoph Hans-Georg Gadamer, jünger und beweglicher als sein Vorgänger, sollte es richten: die alten bürgerlichen Professoren auf Zeit unter Kontrolle zu bekommen und jüngere KPD- bzw. SED-Kader in Führungspositionen zu hieven. Mit einer großen Feier wurde Gadamer am 5. Februar 1946 im Leipziger Filmtheater „Capitol“ in sein Amt eingeführt. „Dieser Tag wird in der Geschichte der Universität ein denkwürdiger Tag bleiben“, hob der Leipziger Oberbürgermeister Erich Zeigner hervor. Peter Brückner rief den Studenten zu: „Lernen Sie, politische Menschen zu sein, denn unser Ziel können wir nur erreichen durch konsequentes Handeln nach unserem Bekenntnis zur neuen deutschen Demokratie.“ Gadamer nannte die Universität „eine der ältesten und stolzesten Kulturstätten Deutschlands.“ Im Juli 1946 schlug die Landesverwaltung in Dresden vor, die Universität nach ihrem wohl berühmtesten Sohn in Leibniz-Universität umzubenennen. Der Senat lehnte das ab mit dem Hinweis, dass „die hiesige Universität Leibniz in seiner Leipziger Zeit verkannt hat ...“.

Aber auch Gadamer konnte die Erwartungen der sowjetischen Kulturoffiziere nicht erfüllen und trat zurück. Wohl keiner hätte zu diesem Zeitpunkt den sowjetischen

Der Nestor der deutschen Philosophie und der angehende Philosophiestudent. Das Foto entstand am 19. 04. 2000 bei der Feierstunde der Universität Leipzig für ihren Ehrendoktor und Nachkriegsrektor Hans-Georg Gadamer zu Ehren seines 100. Geburtstages.

Archivfoto: Armin Kühne

Machtansprüchen genügen können. Er resignierte und wurde gemeinsam mit Theodor Litt Ende September 1947 feierlich in den Westen verabschiedet.

Vor 60 Jahren wurde von Gadamer, dem Physiker Friedrich Hund, dem Juristen Erwin Jacobi und anderen der Versuch zur Demokratisierung der Universität gewagt und verloren. Erst mit der friedlichen Revolution von 1989, unter demokratischen Voraussetzungen, konnte an die Wertevorstellungen von 1945/46 angeknüpft werden. Das wurde auch äußerlich deutlich anlässlich der universitären Feier zum 100. Geburtstag von Hans-Georg Gadamer im Jahr 2000.

Die Universität hat sich eine demokratische Verfassung gegeben und damit ein Stück Selbstverwaltung zurückgewonnen. Die Rektoren Cornelius Weiss, Volker Bigl und gegenwärtig Franz Häuser prüfen und prüften sehr genau, ob die Freiheit von Lehre und Forschung gesichert ist, und sie wachten und wachen darüber, dass der Staat seinen Einfluss auf die verfassungsmäßigen Rechte beschränkt. So ist die Rückschau zugleich Rückbesinnung und Verpflichtung, die *universitas lipsiensis* als eine landesherrliche Gründung anzuerkennen, die auf eine eigene, unverwechselbare Geschichte zurückblickt und ihre Zukunft unabhängig von kurzzeitigen Läuften gestalten wird.



NOMEN

Namenforscher Prof. Dr. Jürgen Udolph zur Herkunft des Namens „Gadamer“

Der Familienname *Gadamer* ist unter ca. 40 Millionen Telefonteilnehmern (Stand: 1998; neuere CD-ROMs sind aus Datenschutzgründen schlecht zu verarbeiten) nur 19-mal bezeugt. Die meisten Namenträger leben im Großraum Würzburg–Nürnberg. Dass der Name aus dieser Region kommt, wird nachhaltig bestätigt durch Nachweise der Internetseite der Familiennamendaten der Mormonen aus Salt Lake City (familysearch.org), die ca. 2 Milliarden Daten umfasst. Darunter sind vor allem wichtig:

Anna Gadamer, weiblich, geboren am 16.01.1691 in Grosswenkheim, Unterfranken

Barbara Gadamer, weiblich, geboren am 10.02.1596 in Schweinfurt, Unterfranken

Margaretha Gadamer, weiblich, geboren am 05.01.1685 in Grobsswenkheim, Unterfranken

Es zeigt sich, dass die meisten Eintragungen aus dem Ort Großwenkheim bei Neustadt a. d. Saale (Unterfranken) stammen. M. Gottschald (*Deutsche Namenkunde*, 6. Aufl., Berlin-New York 2006, S. 196) erwägt die Herkunft von einem Ortsnamen. In Frage kommen mehrere: *Gadham* bei Dingolfing; *Gadham* bei Passau; *Gadheim* bei Würzburg; *Gädheim* bei Haßfurt. Jedoch liegen alle Orte zu weit von Großwenkheim entfernt, als dass eine Verbindung bestehen könnte. Daher ist ein anderer Vorschlag von M. Gottschald, den auch der Duden (*Familiennamen. Herkunft und Bedeutung*, 2. Aufl., bearb. v. R. u. V. Kohlheim, Mannheim usw. 2005, S. 264) bietet, vorzuziehen: *Gadamer* ist wie *Gademer* als Berufsname zu mittelhochdeutsch *gadem*, *gaden* „Kammer“, mittelniederdeutsch *gadem* „Bude, Kramladen“, frühneuhochdeutsch *gadem* „Laden, Werkstatt“ zu stellen und bezeichnete einen „Kleinhändler, Krämer, Kramer“.

